

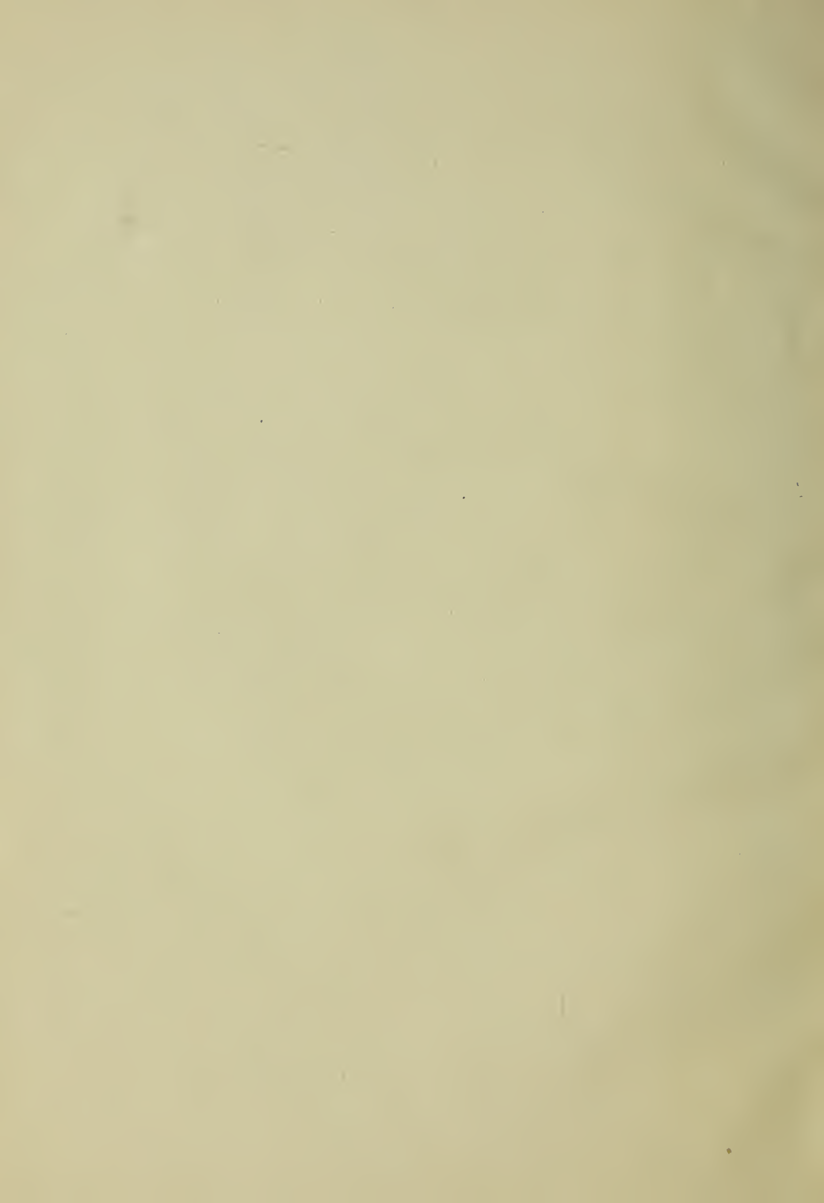
Schlesische SAGEN

erzählt von

HEIDE EXNER

AB. 05.

PRIEBATSCH'S BUCHHANDLUNG
BRESLAU.



Schlesische Sagen

Im Auftrage des Breslauer Prüfungs-
Ausschusses für Jugendschriften

herausgegeben von

Heide Exner

Einband u. Bilder von Arnold Busch-Breslau

12.—16. Tausend



Priebatsch's Verlag * Breslau und Oppeln

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Inhalt.



1. Die Hahnkrähe.



Ums Ende der Kreuzzüge lebte in Breslau der Ritter Henzko mit seinem guten Weibe in Zufriedenheit und stillem Glück.

Da er aber vernahm, wie andere Ritter die Ungläubigen im Morgenlande bekriegten und glänzenden Ruhm gewannen, kam eine große Unruhe über ihn. Es litt ihn nicht länger daheim, und eines Tages faßte er sein Weib liebreich bei der Hand, indem er sprach: „Maria, es steht mir nicht an, daß ich zahm daheim sitze und meine Güter verwalte. Die ganze Christenheit durchhallt der Ruf, das heilige Grab den Feinden zu entreißen. Es ist Zeit, daß auch ich hinziehe und

so für meine Seele Heil erwerbe. Lebe wohl! und verwahre unser Haus gut, bis ich zurückkehre!"

Dann schwang er sich auf sein Roß und ritt durch das griechische Kaiserreich, das jetzt die Türkei ist, bis an das Meer. Dort nahm ihn ein Schiff auf und führte ihn mit günstigem Winde in das heilige Land.

Viele Abenteuer begegneten ihm im Morgenlande, die er mit seinem blanken Schwerte mannhaft bestand. Einst wurde er nebst mehreren andern Rittern in einen bösen Kampf verwickelt. Dreifach war die Zahl der Feinde; aber die christlichen Streiter schlugen wacker um sich, so daß gar viele Türkenköpfe mit runden Turbanen auf der Erde umherrollten. Dennoch mußten die Ritter der Überzahl erliegen. Henzko wurde gefangen genommen und zu schwerer Sklavenarbeit in ein Bergwerk geschleppt. Hier verlebte er traurige Tage, und die sehnenden Gedanken flogen oft nach der fernen Heimat, wo sein treues Weib vergeblich auf ihn harrte.

Maria hatte zwei Jahre lang zuversichtlich seine Rückkehr erwartet. Als diese Zeit verstrichen war und weder Henzko noch eine Botschaft von ihm nach Breslau gelangte, legte sich die Sorge wie ein schwerer Stein auf ihr Herz. Sie wollte an den Tod des Gemahls nicht glauben und wartete treulich Jahr um Jahr. Aber Einsamkeit und Trauer drückten sie sehr, und die Hoffnung schwand von Tag zu Tage.

Endlich, als sie zehnmal hatte die Blätter von den Bäumen fallen und den weißen Winter kommen sehen, dachte Maria: „Mein Henzko ist sicher tot und kommt nimmer wieder." Die schlimme Gewißheit war fast leichter zu ertragen als die stets getäuschte Hoffnung. Maria begann wieder teil am Leben zu nehmen, und schließlich sagte sie einem würdigen Manne ihre Hand zu; denn die Verwaltung ihrer Güter war für eine

Frau zu schwierig. Der Hochzeitstag wurde festgesetzt und alles dazu vorbereitet.

In dieser Zeit bedrückten den gefangenen Ritter im fernen Morgenlande schwere Träume. Tags über sann er ihnen nach und wurde immer trauriger. Er hatte keine Hoffnung mehr, je in sein Vaterland zurückzukehren und wollte am Leben verzweifeln.

Als er eines Abends mit quälenden Gedanken eingeschlafen war und sich im Schlummer unruhig hin und her warf, weckte ihn plötzlich das grelle Krähen eines Hahnes. Er fuhr in die Höhe und sah sich um. Im Winkel neben seinem Bette gewahrte er etwas wie ein gefiedertes Ungetüm, das von bläulichem Licht umstrahlt war. Es sprach aber mit menschlicher Stimme:

„Hör, tapferer Ritter! morgen, wenn die Sonne am höchsten steht, hält Maria, dein Weib, mit einem andern Hochzeit. Was gibst du mir, wenn ich dich dazu hinführe?"

„Kannst du mich vor Sonnenaufgang in meine Heimat bringen?" schrie Henzko. „Dann verlange, was du willst, und wenn es um meine arme Seele geht!"

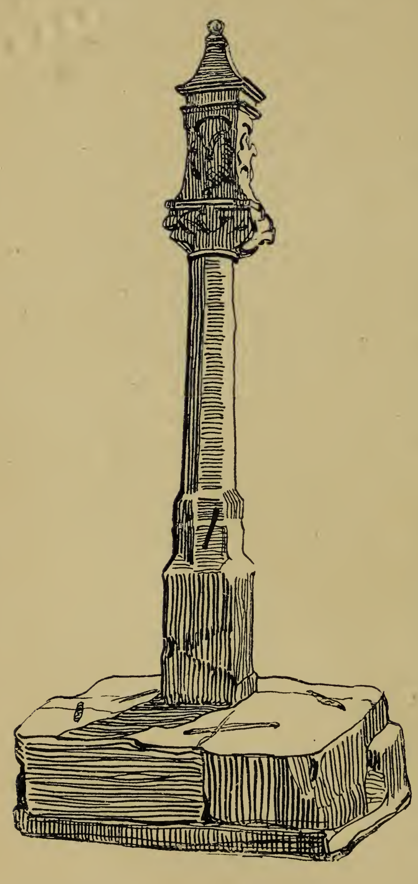
„Topp, das gilt," sagte der Versucher. „Noch vor dem ersten Hahnenschrei sollst du vor Breslaus Tore sein. Steige nur auf meinen Rücken!"

Der Ritter fuhr hastig in seine Kleider. „Wenn du aber dein Versprechen nicht hältst und der Hahn den Morgen begrüßt, ehe ich daheim bin?" fragte er bedächtiger.

„Dann sollst du aller Verpflichtung ledig sein," sprach der Böse lachend.

Henzko setzte sich auf das gefiederte Reittier; das Dach öffnete sich und — surr, ging der Flug in die Lüfte, daß dem Ritter die Sinne schwanden.

Als er wieder erwachte, graute schon der Morgen. Unter ihm flogen die Felder, die Städte und Dörfer hin; er erkannte, daß er über seiner schlesischen Heimat schwebte. Undeutlich sah er die Türme und Häuser Breslaus vor sich liegen. Gerade auf das Nikolaitor ging die Fahrt zu.



Schon senkte sich das Flügeltier mit ihm zur Erde herab. Henzko durchdrang es mit Freude und Schmerz. „O Heimat, o Weib!" seufzte er, „um euch habe ich mein Seelenheil gegeben!"

Da plötzlich fiel der erste Sonnenstrahl auf das Kreuz des hohen Elisabethturmes. In einem Gehöft am Wege krähte hell der Hahn — und aller nächtliche Zauber war zunichte. Einen Wutschrei stieß der betrogene Teufel aus, schleuderte den Ritter von seinem Rücken und fuhr als stinkende Dampfwolke davon.

Dem Geretteten hatten zwar bei dem Prall auf die Erde alle Rippen gekracht, doch merkte er bald, daß seine Glieder

noch ganz waren. Froh erhob er sich und schritt, des Bündnisses mit dem Teufel ledig, voll Hoffnung in seine Vaterstadt hinein.

Hier wurde der Totgeglaubte von seinem Weibe mit Jubel empfangen. Der überflüssige Bräutigam mußte sich mit guter Miene darein schicken, daß Maria an Henzkos Seite zur Kirche schritt, um Gott für seine Rettung zu danken.

Zur Erinnerung an die wunderbare Begebenheit ließ der Ritter an der Stelle, wo er so unsanft und doch glücklich zur Erde kam, eine steinerne Säule errichten. Sie steht heute noch und wird die Hahnkrähe genannt. Die Bilder eines Hahnes und eines Ritters sind deutlich darauf zu erkennen; das übrige hat die Zeit verwischt.





2. Die Sage vom Elisabethturme.



n der nordwestlichen Ecke des Breslauer Ringes steht die schöne, alte Elisabethkirche. In früherer Zeit waren die Wohnhäuser der Bürger nicht so nahe an die Kirche herangerückt wie heute, sondern ein Friedhof schied das Gotteshaus von dem Marktlärm der Straßen. Oben im Turme saß nachts ein Wächter, um bei entstehender Feuersbrunst die Bürger durch den Glockenton zu wecken.

Ein vorwitziger Türmer hat einmal ein grausiges Erlebnis gehabt, wie das folgende Gedicht von Goethe erzählt.

Der Totentanz.

Der Türmer, der schauet zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage.
Der Mond, der hat alles ins Helle gebracht;
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

Das reckt nun — es will sich ergötzen sogleich —
Die Knöchel zur Runde, zum Tanze,
So arm und so jung, und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie schütteln sich alle — da liegen zerstreut
Die Hemdlein über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da gibt es vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Türmer so lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher, ins Ohr:
Geh, hole dir eines der Laken!

Getan, wie gedacht! und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Türen.
Der Mond, und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verliert sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und husch! ist es unter dem Rasen.

Nur einer, der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappt und grapst an den Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt,
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Turmtür, sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet, dem Türmer zum Glück;
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.



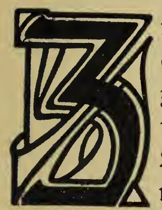
Das Hemd muß er haben,
  da rastet er nicht,
da gilt auch kein langes Besinnen.
Den gotischen Zierat
  ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den Armen,
  den Türmer getan!
Er rückt sich von Schnörkel
  zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Türmer erbleichet,
  der Türmer erbebt.
Gern gäb' er ihm wieder das Laken;
Da häkelt –
  jetzt hat er am längsten gelebt! –
Den Zipfel ein eiserner Zacken.
Schon trübet der Mond sich
  verschwindenden Scheins;
Die Glocke,
  sie donnert ein mächtiges Eins –
Und unten zerschellt das Gerippe.





3. Eine wunderbare Rettung.



Zwei Domschüler waren eines Tages auf den Turm der Kreuzkirche gestiegen, um Dohlennester auszunehmen. Da die Vögel außerhalb des Gemäuers nisten, legten die Knaben ein Brett zum Schalloche hinaus, worauf der eine hinausstieg, um die Nester zu suchen, während der andere von innen das Brett festhielt.

Bald hatte der Knabe sieben junge Dohlen in seiner Mütze. Er geriet aber, während er noch draußen stand, mit seinem Kameraden in Streit, weil jeder die größere Hälfte haben wollte.

„Ich lasse das Brett los, wenn du mir nicht gutwillig vier Vögel gibst," sagte der eine.

„Oho, ich habe die größere Mühe gehabt hier draußen," versetzte der andere; „ich verlange deshalb auch die größere Hälfte."

„Dann lasse ich dich fallen!" drohte wieder der erste.

So ging der Streit noch eine Weile hin und her, bis plötzlich der böse Bube wirklich das Brett fahren ließ und der andere Knabe von der Höhe des Turmes hinabstürzte.

In jener Zeit trugen aber die Schüler weite und steife Radmäntel, und ein solcher rettete dem Knaben das Leben.

Denn alsbald blähte sich der Mantel von dem Luftzuge gleich einem Schirme auf und trug ihn sanft und unverletzt bis auf den Boden nieder. Mit seinen sieben Vögeln lief er eilig von dannen.

Zum Andenken dieser wunderbaren Rettung hatte man an dem zweiten Giebel der Kreuzkirche südwestlich vom Turme das steinerne Bild einer Dohle angebracht. Es ist nicht mehr zu sehen; aber allerhand Gevögel nistet auch heute noch in dem alten Turmgemäuer.



4. Die Herrlein.

In Schlesien hat es vor nicht gar zu langer Zeit noch Zwerge gegeben. Sie wohnten in einem Berge bei Langenbielau. Da sie sich den Menschen oft freundlich erwiesen und wohl gar von ihren reichen Schätzen etwas mitteilten, wurden sie vom Volke ehrerbietig „die Herrlein" genannt; ihr Wohnsitz heißt heute noch der Herrleinberg.

Es gibt jetzt überall Leute, die vor nichts Respekt haben außer vor sich selber. Von solchen wurden die Zwerge oder Querxe, wie ein anderes Wort dafür lautet, spottweise die „Quärge" und ihre Höhlen im Berge die „Quarglöcher" genannt. Das ärgerte die Männlein sehr. Zudem rückten ihnen die qualmenden Fabriken immer näher. Der Lärm der Maschinen war den Zwergen noch viel unangenehmer als ihren Vorfahren einst das Glockengeläute zur Zeit der Einführung des Christentums.

Deshalb beschlossen die Herrlein auszuwandern.

Da sie sich aber von dem schönen Schlesien und seinen gemütlichen Bewohnern nicht trennen mochten, wählten sie den unweit gelegenen Zobtenberg zu neuem Wohnsitze. Vor dem Ruße der Fabriken waren sie in seinen grünen Wäldern sicher, und vor naseweisen Menschen konnte man sich dort wohl verstecken. In einer schönen Sommernacht sollte der Umzug vor sich gehen.



Kurz vor Mitternacht pochte es an das Fenster des Herzig-Bauern in Mittel-Langenbielau. Der Mann öffnete und sah ein winziges Männlein vor sich stehen, das mit feiner Stimme und lieblichen Worten bat, den großen Leiterwagen anzuspannen und ihm zu folgen.

Der Bauer tat ohne Scheu, was das Herrlein begehrte. Dieses führte ihn und sein Gespann langsam über den Berg. Unterwegs merkte Herzig, wie der Wagen immer schwerer und schwerer wurde. Er hörte ein Raunen und Wispern und goldiges Klingen, sah aber nichts. Wenn ihm unheimlich zumute wurde, zog er die Zipfelmütze tiefer über die Ohren;

auch beruhigten ihn die freundlichen Worte des Männleins, das neben ihm saß.

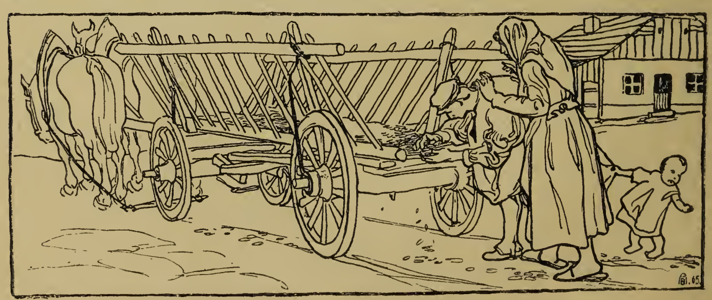
Im hellen Morgenlichte langte das Gefährt am Fuße des Zobtenberges an. Der alte Vater Zobten begrüßte die guten Männlein, die sich in seinen Schutz begaben, mit dem würzigsten Tannendufte und dem klingendsten Vogelzwitschern.

„Nun leb' gesund, guter Herzig-Bauer!“ sagte das Männlein, als seine Genossen den Wagen verlassen hatten. „Denke auch manchmal an uns, und laß dir den armseligen Fuhrlohn, den wir dir nur bieten können, wohl genügen!“

Der Herzig-Bauer rückte seine Zipfelmütze zum Gruß und sah lachend zu, wie von tausend unsichtbaren Händchen sein Wagen voll dürrer Blätter geladen wurde. Dann schnalzte er mit der Zunge und — hü! ging es nach Hause.

Der Bauer fuhr schnell, um die verlorene Zeit wieder einzubringen; denn die Erntearbeit drängte. Freilich flogen dabei die dürren Blätter rechts und links vom Wagen hinunter, und als der Bauer in Langenbielau ankam, lagen nur noch wenige auf den Brettern.

Eben wollte er auch die letzten wegfegen, da fingen sie plötzlich an zu glitzern und zu blitzen – ei der Tausend! Die Herrlein hatten ihren freundlichen Fuhrmann mit purem Golde bezahlt.



5. Die Männer im Zobtenberge.



or mehr als hundert Jahren lebte in Schweidnitz ein Bürger, der gern zu seiner Lust auf den nahegelegenen Zobtenberg ging. Als er wieder einmal den Berg hinanstieg, bemerkte er nicht weit vom Wege eine Öffnung im Felsgestein, die ihm noch niemals aufgefallen war. Neugierig trat er näher. Da wehte ihm aus der Höhle ein gewaltiger Wind entgegen, so daß er erschrocken zurückging.

Bald darauf aber, am Sonntag Quasimodogeniti (das ist der erste Sonntag nach Ostern), beschloß er von neuem, die Höhle zu untersuchen. Er kam in einen engen, geraden Felsengang, ging einem fernschimmernden Lichtstrahl nach und gelangte endlich zu einer verschlossenen Tür; darin war eine Glasscheibe, die jenes wundersame Licht warf.

Auf dreimaliges Anklopfen ward ihm geöffnet, und er sah in der Höhle an einem runden Tische drei lange, abgezehrte Männer in altertümlicher Tracht sitzen. Vor ihnen lag ein schwarzsamtnes, goldbeschlagenes Buch.

Da ihm die Männer weniger furchtbar als betrübt und zitternd erschienen, redete er sie zuerst an: „Pax vobis!“ Das sind lateinische Worte und bedeuten: „Friede sei mit euch!“

Er bekam zur Antwort: „Hic nulla pax," das heißt: „Hier ist kein Friede."

Weiter vorschreitend rief er nochmals: „Pax vobis in nomine domini!"[1])

Sie erzitterten und sprachen wieder mit leiser Stimme: „Hic non pax!"

Indem er an den Tisch kam, wiederholte er laut: „Pax vobis in nomine domini nostri Jesu Christi!" worauf sie verstummten und ihm jenes Buch vorlegten, das geöffnet den Titel zeigte: „Liber obedientiae," das heißt: „Buch des Gehorsams."

Auf des Bürgers Frage, wer sie wären, gaben sie zur Antwort, sie kennten sich selber nicht. Was sie hier machten, fragte er weiter.

„Wir erwarten in Schrecken das jüngste Gericht und den Lohn unserer Taten."

„Was habt ihr denn getrieben, als ihr noch leiblich auf der Erde wohntet?"

Sie schwiegen, als ob sie sich zu antworten scheuten. Endlich hob der eine den Arm und deutete auf einen schwarzen Vorhang, hinter dem allerlei Mordwaffen hingen, auch Menschengerippe und Totenschädel.

Der Bürger verstand, daß dieses die Andenken eines furchtbaren Räuberlebens waren, und fragte die drei: „Bekennt ihr euch zu diesen bösen Werken?"

„Ja," antworteten sie.

„Sind sie euch leid?" fragte er weiter.

Hierauf schwiegen sie still, erzitterten aber wie dürre Blätter am Baume, wenn ein Wind hindurchfährt. „Wir wissen's nicht!" kam endlich mit Geisterstimme die Antwort.

[1]) „Friede sei mit euch im Namen des Herrn!"

Da faßte den Mann ein Grauen, und er schritt rückwärts zur Tür hinaus, die von selber wieder ins Schloß fiel. Draußen schimmerte ihm am Ende des Ganges das Tageslicht entgegen und leitete ihn zurück auf die Oberwelt.

Aufatmend stand er draußen unter den grünen Waldbäumen und eilte dann schnell der Heimat zu, hat aber nachmals, als er die Spalte im Felsgestein suchte, diese nicht mehr gefunden.

In einem alten Buche wird erzählt, daß am Zobtenberge einst eine Raubburg stand, deren Trümmer man noch soll sehen können.



6. Ritter Hans von Mühlheim.

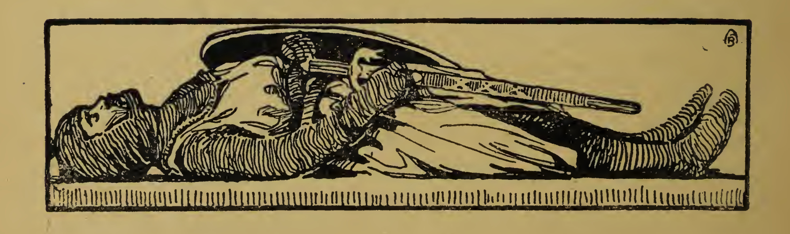


er Ritter Hans von Mühlheim war ein gar tapferer Herr und gefürchteter Kämpe. Er konnte bald weder an Menschen, noch an Tieren einen würdigen Gegner mehr finden, und doch dürstete ihn nach einem recht mannhaften Kampfe. Darum beschloß Herr Hans in seinem kühnen Mute, mit dem Geisterreiche anzubinden. Er machte sich auf den Weg nach dem Zobtenberge, wo ein zauberischer Zwerg herrschen sollte.

Als er nun an das Gestein am Berge kam, da lag ein großer, schwarzer Bär, der schritt grimmig auf ihn los. Herr Hans aber zog sein gutes Schwert und schlug den Bären zu Boden. Zu seinem Grausen sah er jedoch aus jedem Blutstropfen ein neues Ungetüm erwachsen, und bald war der Ritter von allen Seiten hart bedrängt. Aber mannhaft und ohne Furcht schlug der tapfere Kämpe drein und trieb die gespenstischen Ungeheuer zu Paaren.

Als er nach langem Kampfe das letzte gefällt hatte, stand plötzlich ein ehrwürdiger Greis vor ihm, der dankte dem Ritter, daß er ihn so mutig erlöst hatte. Auch schenkte er ihm ein Kräutlein, das die Eigenschaft besaß, immer frisch und jung zu erhalten.

Ritter Hans lebte darauf noch viele Jahre, kämpfte noch manchen Strauß und blieb bis in sein hohes Alter jung und frisch anzuschauen, gleichwie in seinen besten Jahren. In einem Dorfe nicht weit von Schweidnitz hat man vor hundert Jahren den versteinerten Leichnam des Ritters frisch und blühend wie im Leben in einem Erbgrabe aufgefunden.



7. Der Schweidnitzer Ratsmann.



s war ein alter Ratsherr, der hatte weder Weib noch Kind. Da er für niemanden zu sorgen hatte und immer nur an sich dachte, verfiel er dem Geizteufel. Er duldete keinen Menschen in seiner Umgebung, und eine zahme Dohle bildete seine einzige Gesellschaft.

Diese hatte gleich ihrem Herrn große Lust am blitzenden Golde. Als sie einst durch das Fenster der gegenüberliegenden Ratskämmerei blinkende Goldstücke auf dem Tische sah, flog sie hin und holte eins mit dem Schnabel. Ihr Herr hatte das beobachtet und lachte zuerst über den Streich der Dohle wie über einen guten Spaß. Aber bald kam ihm der Gedanke, er könnte sich die Geschicklichkeit des Vogels wohl zunutze machen, um sich zu bereichern.

Dieser Gedanke ließ ihn nicht wieder los. Er richtete mit großer Kunst die Dohle so weit ab, daß sie, so oft er wollte, durch das offene Fenster drüben flog, um ihm jedesmal ein Goldstück im Schnabel zuzutragen.

Die Verminderung des Stadtgutes wurde bald bemerkt; aber die Kämmerer wußten es sich nicht zu erklären, wie das Gold aus dem wohlverschlossenen Zimmer verschwinden konnte.

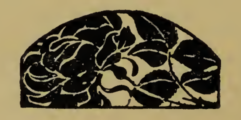
Als sie sich heimlich auf die Lauer legten, konnte es nicht ausbleiben, daß sie den Dieb in Gestalt einer Dohle gewahrten. Es wurde nun gezeichnetes Geld hingelegt, und auf diese Weise vermochte man, den alten Ratsmann des Diebstahls zu überführen.

Man saß zu Gerichte über ihn, und die grausame Gerechtigkeit jener Zeit urteilte, daß der Dieb oben auf den Kranz des hohen Rathausturmes gesetzt werden sollte, wo er entweder verhungern oder versuchen mußte, ohne jemandes Hilfe hinabzusteigen. Der Missetäter unterwarf sich voll Reue diesem harten Spruch und beharrte sogar dabei, obgleich man angesichts seiner Zerknirschung und um seines hohen Alters willen das Urteil mildern wollte.

Er wurde auf den Turm gebracht und begann vor den Augen der versammelten Volksmenge mit Angst und Zittern den gefährlichen Abstieg. Bald kam er an ein steinernes Geländer, wo er nicht weiter konnte. Er konnte weder vorwärts noch rückwärts und mußte stehen bleiben.

Zehn Tage und zehn Nächte stand der arme alte Mann da oben zur Schau, ohne Obdach, ohne Speise und Trank und nagte vor wütendem Hunger das eigne Fleisch von den Händen und Armen. Endlich erbarmte sich seiner der Tod.

Hernach wurde sein steinernes Abbild nebst dem der Dohle auf die Stätte seiner Qual gesetzt. Nach einigen Jahren hat es ein Sturmwind herabgeweht; aber der Kopf davon soll noch auf dem Rathause zu sehen sein.



8. Wie die Tatarenfürstin zu Neumarkt erschlagen wurde.



Um das Jahr 1240 fielen die Mongolen oder Tataren in Schlesien ein und verwüsteten das Land durch Brand, Mord und Plünderung. Die Sage erzählt aber, daß diese schlimme Heimsuchung nicht unverschuldet über die Schlesier hereingebrochen sei.

Es soll nämlich die Tochter des Tataren-Chan oder Kaisers Batu eine Reise in das Abendland unternommen haben, um seine Sitten kennen zu lernen. Als sie in die Stadt Neumarkt kam, stachen den Bürgern die Kleinodien der Prinzessin gewaltig in die Augen. Sie ermordeten die Fürstin samt ihrem Gefolge und bemächtigten sich des Goldes und der Juwelen.

Eines der Heidenmädchen entkam aber und fand den Weg zurück in das Morgenland. Als der Chan Batu aus ihrem Munde den Tod seines lieben Kindes vernahm, kam ein großer Schmerz und dann eine grimmige Wut über ihn. Er sammelte ein Heer von fünfmalhunderttausend Mann und zog nach Schlesien, um den Mord seines Kindes fürchterlich zu rächen.

Ein altes schlesisches Volkslied besingt diese Geschichte also:

Was wollt ihr aber hören,
Was wollt ihr, daß ich sing'?
Von der Tatarprinzessin schön,
Wie's der zu Neumarkt ging.

Nach Bresselau in Schlesien
Eine große Reise sie macht;
Nach Neumarkt kam sie gefahren
Und blieb allda zur Nacht.

Da sprach der Wirt zum andern:
„Eine Heidin wohnt bei mir.
Sie hat viel Gold und Edelstein;
Die laß ich nicht von hier.

Gute Nacht, Prinzessin schöne,
Ihr lebt nicht bis zum Tag!"
— Und wandte sich behende,
Gab ihr den Todesschlag.

Und all ihr Hofgesinde
In tiefem Schlaf er fand,
Und würgte sie groß und kleine
Mit seiner eignen Hand.

Mit seinen eignen Händen
Begrub er allzumal
Gar tief im kalten Keller.
Ihr Gold und Gut er stahl.

Er zeigte drauf den andern
Seine Hand von Blut so rot,
Von Gold und Edelsteinen
Die Hälfte er ihnen bot.

Die nahmen sie so gerne
Und schwiegen wohl von der Tat.
Doch was nicht früh wird gerächet,
Das straft der Himmel spat.

Der Tatarfürst, der hörte:
Zu Neumarkt ist Euer Kind
Gemordet und beraubet arg;
Den Körper man noch find't.

Da rief er seinen Haufen:
„Auf, nehmet Spieß und Schwert!
Nach Schlesien wollen wir ziehen;
Es ist des Ziehens wert!"

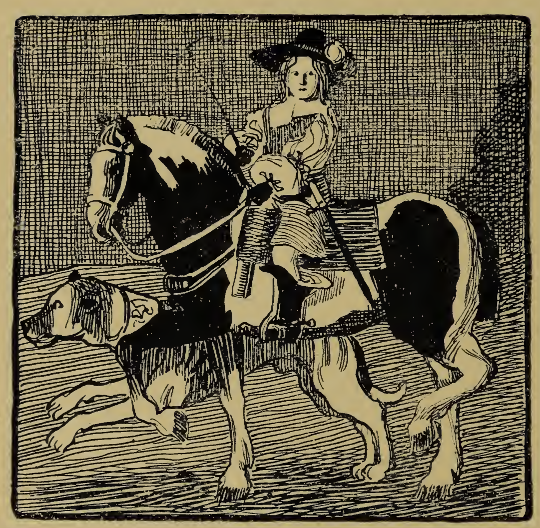
So kamen sie in Scharen
Ins ganze Schlesierland
Und sengten, brannten und stahlen;
Der Welt ist's wohlbekannt.

Der Fürstin Tod zu rächen,
Bei Wahlstatt ging es trüb'.
Zu Ehren der Heidenprinzessin
Ein christlicher Herzog blieb.

So ward am Lande gerächet,
Was Neumarkt hat getan. —
Herr Gott, mich selbst regiere,
Fang ich allein was an!



9. Der treue Hund.



Im Schlesiertale an den Ufern der Weistritz liegt die Kynsburg oder Königsburg. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war sie im Besitze des Freiherrn von Eben. Dieser hatte einen Sohn, einen munteren Knaben, der täglich auf seinem Pferdchen nach Schweidnitz zur Schule ritt. Ein großer Hund war sein Begleiter. Bei der Rückkehr nach der väterlichen Burg mußte er an einer gefährlichen Stelle vorüber. Es war der sogenannte Karetenweg, ein in den Felsen gehauener Pfad, der an jähem Abgrunde hinführte. Hier mußte ein Ausgleiten den sicheren Tod bringen; aber der Knabe und sein Pferd waren vorsichtig und an den Weg gewöhnt.

Eines Tages jedoch blieb der Junker länger als gewöhnlich aus. Anfänglich wurde das nicht beachtet, denn es konnte

ihn ein Zufall in der Stadt zurückgehalten haben. Als aber eine Stunde nach der andern verstrich, ohne daß der Knabe sich einstellte, wurden Vater und Mutter von banger Sorge erfaßt. Sie machten sich mit mehreren Knechten auf den Weg, um ihn zu suchen.

Wie groß war ihr Schrecken, als sie schon von weitem das Pferdchen erblickten, das reiterlos neben dem Abgrunde stand! Sie vermochten sich zuerst nicht zu erklären, warum das Tier so unbeweglich auf der Stelle blieb. Beim Näherkommen sahen sie, daß der große Hund den Zügel fest im Maule hielt, so daß das Pferd nicht fortkonnte. Der Knabe aber, mit einem Fuße fest im Steigbügel, hing mit dem ganzen Leibe, den Kopf nach unten, weit hinaus über das Fahrgeleis ins tiefe Tal hinab.

In dieser furchtbaren Lage hatte das Kind mehrere Stunden zugebracht. Hätte das Pferd nur eine heftige Bewegung gemacht, so wäre der Knabe in die Tiefe gestürzt. Der kluge Hund aber rettete seinen Herrn vor dem Tode des Zerschmetterns, indem er das Pferd zum Stillstehen zwang. Glücklicherweise hatte bald eine Ohnmacht die Sinne des Knaben umhüllt, so daß er die schreckliche Nähe des Todes nicht fühlte. Die Tiere hielten aus, bis die Burgleute kamen.

Vorsichtig wurde der besinnungslose Knabe aufgehoben und befreit. In den Armen seiner Eltern kam er bald zum Bewußtsein und umfaßte unter Tränen den Kopf des klugen Hundes, der ihm das Leben gerettet hatte.

Das treue Tier wurde bis an sein Ende mit dankbarer Liebe gepflegt. Sein und des Junkers Bild in Lebensgröße hängen zum immerwährenden Andenken in einem Gemache der Burg.

10. Herzog Boleslaus und das Goldberger Gespenst.



Der grausame Herzog Boleslaus hatte einen Bürger von Goldberg um nichtiger Ursachen willen zum Tode verurteilt. Der Rat der Stadt aber wollte den Unschuldigen nicht hinrichten, sondern ließ ihn heimlich entfliehen.

Einige Monate später ritt der Herzog durch die Stadt; da begegnete ihm der Verurteilte, schaute ihn keck an und schritt vorüber.

Boleslaus ergrimmte. Zornig fragte er, warum

man seinen Befehl nicht vollzogen habe. In großer Verlegenheit erklärte der Bürgermeister, der Mann sei wohl hingerichtet worden, gehe jedoch seit der Zeit als Gespenst um. Der Geist tue niemandem etwas zu leide, sei aber auch durch nichts zu bannen.

Herzog Boleslaus, der nach Art der meisten Leute seiner Zeit sehr abergläubisch war, wurde durch dieses Märlein dermaßen erschreckt, daß er seinem Pferde die Sporen gab und eilends zum Tore hinausritt. Er ist auch zur großen Freude der Goldberger nie mehr in ihre Stadt gekommen.



11. Der Vogel Greif.

Da, wo heute die Stadt Greifenberg liegt, erstreckte sich vor alten Zeiten ein finsterer Wald weit über das Land. Darin standen alte Bäume, die noch die Opfer der Heidenzeit gesehen hatten. Schwarze Sümpfe verwehrten den Eintritt in das Dickicht, und die Bewohner der Umgegend scheuten die düstere Wildnis.

In diesem Walde hauste ein geflügeltes Untier, der Vogel Greif genannt. Es war der Schrecken des ganzen Landes; Mensch und Tier verbargen sich zitternd, wenn sein gewaltiger Flügelschlag durch die Luft daherrauschte. Keine Herde war vor dem Vogel Greif sicher. Er vermochte einen Ochsen mit seinen Klauen davonzutragen; für seine junge Brut aber raubte er unzählige Schafe und Ziegen. Großes Wehklagen erscholl bei den Bauern und Hirten ringsumher, und man sagte, das Untier werde das Land arm machen.

Da erließ der Herzog ein Aufgebot an alle Ritter, die ihm dienten, und sicherte reichen Lohn dem zu, der den Vogel Greif töten würde. Doch keiner wollte den Kampf bestehen. Der Herzog ließ zum zweitenmal verkünden, wer ihm das Haupt des Greifen brächte, der sollte seine Tochter zur Frau bekommen. Dieser Siegespreis verlockte wohl manchen jungen Ritter, das Abenteuer zu wagen; jedoch alle kehrten zagend

wieder um, sobald sie das Untier einmal in der Nähe gesehen hatten.

Immer lauter wurden die Klagen im Lande. Das Herz des Fürsten ward von Schmerz über das Unglück seiner Untertanen und von Zorn über die Feigheit der Ritter erfüllt. Er sandte zum dritten Male Herolde nach allen Seiten aus; die riefen: „Höret alle, vornehm und gering! So läßt euch unser edler Herzog sagen: Wer das Haupt des Untieres, das man den Vogel Greif nennt, vor meinem Throne niederlegt, den nehme ich zum Eidam an. Gott wird den Mutigen schützen, der auszieht zum gerechten Streite!"

Diese Botschaft vernahm auch Gotsche Schoff, der junge Hirt, und sein Herz begann heftig zu schlagen. Auch ihm hatte das Untier die schönsten Stücke der Herde geraubt. Oft hatte er voll Ingrimm beschlossen, den Kampf mit dem Greifen zu wagen; jedesmal war er schließlich davor zurückgeschreckt, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Jetzt aber galt es, den höchsten Preis zu erringen, den die Welt ihm bieten konnte.

Er kannte das liebliche Kind des Herzogs. Als die Wiese im Maiengrün prangte, war ein glänzender Zug an ihm vorbeigeritten. Ritter mit wallender Helmzier und schön geschmückte Frauen tummelten ihre Rosse und freuten sich des sonnigen Frühlingstages. Den schlichten Hirten aber, der mit abgezogener Mütze am Wege stand, streifte manch hochmütiger Blick, und niemand erwiderte seinen ehrerbietigen Gruß. Nur ein Jungfräulein, das auf schneeweißem Rosse langsam hinter dem Zuge ritt und bald den blauen Himmel, bald die grüne Wiese betrachtete, schaute ihn und seine wollige Herde freundlich an. „Das war unseres gnädigen Herzogs Tochter," sagten ihm die Reitknechte, die in einiger Entfernung folgten.

Gotsche konnte diese Begegnung nicht vergessen. Immer,

wenn er im warmen Mittagssonnenscheine träumend die Augen schloß, sah er das liebliche Herzogskind auf weißem Rosse über die grüne Wiese reiten.

Jetzt erging des Fürsten Aufgebot an jeden tapfern Mann im Lande, und die Hand seiner Tochter war dem Sieger zugesagt. Gotsche brannte vor Kampflust. Er verließ seine Herde und streifte tagelang umher, des Greifen Weg und Weise zu erkunden.

Bald glaubte er die Richtung zu kennen, in der das Nest des Untieres lag. Er drang mutig in den finstern Wald ein. Durch wildes Gestrüpp bahnte er sich den Weg; schwarze Sümpfe überschritt er mit Todesgefahr. Endlich stand er vor einer uralten Eiche, die alle andern Bäume weit überragte. Das Volk nannte sie die Maleiche, da sie dem Wanderer in der Ferne zum Zeichen diente. In diesem Baume lag das Nest des Greifen, und Gotsche hörte das mißtönende Geschrei der jungen Brut. Ohne Säumen schritt er zum Werke. Er hieb einen jungen Baum um, den er von den Ästen befreite. An der Spitze der so gewonnenen Stange befestigte er ein Reisigbündel und zündete es an. Dann steckte er das Nest in Brand und hörte mit Grausen, wie die jungen Raubtiere schrieen, als die Glut des Feuers sie erreichte.

Plötzlich erklang aus der Ferne ein schriller Ruf, und mit sausenden Flügelschlägen kam der alte Greif daher. Er senkte sich herab wie eine große, dunkle Wolke, und die roten Augen funkelten wie glühende Kohlen darin. Das Untier stieß ein gräßliches Geschrei aus, als es sein zerstörtes Nest erblickte. Durch Rauch und Flammen drang es abwärts, daß die Zweige prasselnd brachen. Unten wartete Gotsche auf den grimmigen Feind, die Hand um das scharfe Beil gekrampft, das Auge fest emporgerichtet.

Dem Greifen aber gereichte die ungestüme Wut zum Verderben. Die Flammen versengten seine Schwingen, der beizende Rauch trübte seine Augen, und die brechenden Zweige verwundeten ihn. Ermattet kam er unter dem Baume an und suchte mit blinden Schnabelhieben den Feind zu treffen. Der Jüngling aber wich gewandt aus, und das im engen Raume



unbehilflich flatternde Tier sank bald kraftlos zu Boden. Wenige gut gezielte Beilhiebe genügten, um es zu töten. Schaudernd sah Gotsche den riesenhaften Körper zu seinen Füßen liegen. Dann eilte er davon, um im Heimatdorfe voll Freude seinen Sieg zu verkünden.

Früh am nächsten Morgen scharten sich seine Freunde um ihn; mit Seilen und Werkzeugen und mit einem Paar kräftiger Ochsen machten sie sich auf den Weg zur Stätte

des Kampfes. Von neuem wurde Gotsche mit Jubel umringt und mit Lobsprüchen überhäuft, als sie das Untier fanden, dessen Größe im Tode noch gewaltiger erschien. Nachdem man die Köpfe der jungen Greifen aus der Asche gesucht hatte, spannte man die Ochsen vor den toten Körper und begann den mühseligen Heimweg. Die Männer hatten alle Kraft und Umsicht nötig, um dem Zuge einen Weg durch das Dickicht zu bahnen, und Stunden vergingen, ehe sie das freie Feld erreichten.

Hier wurden sie von einer großen Menge Volkes erwartet. Tosender Jubel brach aus, als die Bauern und Hirten ihren Feind erblickten, und unter lautem Frohlocken begleiteten sie den Zug zur herzoglichen Burg. Die Kunde von dem Geschehenen war ihnen vorausgeeilt; mit Spannung erwarteten der Fürst und sein Hofstaat den unbekannten Sieger.

Dem Herzog war beklommen zumute, wenn er in das blasse Gesichtchen seiner Tochter blickte, die ängstlich des Vaters Arm umklammert hielt; doch sein Auge hellte sich auf, als Gotsche mit schlichtem Anstand vor ihn trat. Selbst den stolzen Rittern hatte der Anblick des getöteten Untieres ein beifälliges Murmeln entlockt; der Fürst sprach lautes Lob und forderte den jungen Hirten auf, sein Abenteuer zu erzählen. Mit bescheidenen Worten berichtete Gotsche, wie sich alles zugetragen hatte, und seine fließende Rede stockte nur, wenn sein scheuer Blick das holde Herzogskind streifte. Wohlgefällig lauschte der Fürst, mit brennenden Wangen sein Töchterlein.

„Sei willkommen in meinem Hause, tapferer Jüngling!" sprach der Herzog, als Gotsche geendet hatte. „Der Dank des ganzen Landes erhebt dich höher als Adel der Geburt und macht dich würdig, mein Eidam zu heißen."

Gotsches Augen leuchteten auf; keines Wortes mächtig

blickte er bald auf den Fürsten, bald auf die verheißene Braut. Lautes Murren erhob sich unter den Rittern, und einer trat vor und begann: „Herr Herzog, die gesamte Ritterschaft Eures Landes wird geschändet, wenn Ihr Eure edle Tochter einem aus Bauernblut in die Arme legt. Da Ihr Euer Aufgebot erließet, habt Ihr nicht anders gedacht, als daß ein adliger Mann den hohen Preis erringen würde. Dem Schäfer, der mit List den Sieg gewann, gebt reichlich Gold und Silber; das wird ihm lieber sein!"

Unwillig hatten sich des Herzogs Brauen zusammengezogen, und ein finsterer Blick traf den höhnischen Sprecher: „Wohl hätte ich erwartet, daß meine Ritter höheren Mut zeigen würden, als ein schlichter Bauersmann. Mein fürstliches Aufgebot aber ist an alle tapferen Männer des Landes ergangen, und fern sei mir, daß ich mein eigen Wort verdrehe und verleugne! Gib ihm die Hand, Agnete!" Ohne Zögern trat die Jungfrau zu Gotsche.

Der faßte ihre Hand mit festem Griff und rief: „Ich will mich Eures Vertrauens würdig zeigen, Herr Herzog. Und Ihr, edles Jungfräulein, verzeiht, wenn ich heute noch Urlaub nehme! Ich will ausziehen, Rittersitte lernen und mich in Ritterwaffen zu üben. Wenn ich zurückkehre, soll keiner mehr wagen dürfen, Euren Verlobten zu schmähen."

„Kniee nieder, Gotsche!" sprach der Herzog mit lauter Stimme und zog das reichgeschmückte Schwert aus der Scheide: „Ich erteile dir den Ritterschlag. Ziehe aus, wie du gesagt hast und zeige jenen Spöttern, daß du würdig bist, den Platz an meiner Seite einzunehmen!" —

Viele Monde waren vergangen, seit Gotsche Abschied von seiner Braut und ihrem edlen Vater genommen hatte; aber keine Kunde von ihm drang in die Heimat. Den Herzog beschlich



bange Sorge um sein Töchterlein, wenn Agnete still und traurig an seiner Seite saß. Er verstand wohl, wie sie den jungen Hirten so schnell liebgewinnen konnte; denn auch seinem Herzen war das Bild des edlen Jünglings teuer. Doch Gotsche schien in den Kriegswirren des Reiches sein Leben eingebüßt zu haben, und mit ihm wollte der Herzog nicht auch die Tochter verlieren. Deshalb schrieb er zur Feier ihres Geburtstages ein großes Turnier aus; er hoffte, daß es einem tapfern Ritter gelingen würde, das Andenken des Verschollenen aus Agnetes Herzen zu drängen.

Der Tag des Festes brach an, und vor der herzoglichen Burg Lähnhaus entwickelte sich ein frohes Treiben. Mit roten Tüchern war der Turnierplatz umgrenzt, und hundert bunte Wimpel flatterten von hohen Stangen in die warme Sommerluft. Überall glitzerte die Sonne auf den blanken Helmen und goldgezierten Schilden der Ritter, die zum Kampfspiel herbeieilten. Eine froh erregte Volksmenge wogte lärmend hin und her, um günstige Plätze zu gewinnen, und kecke Buben waren bis in die Wipfel der nahestehenden Bäume geklettert, um von diesem höchsten Platze aus das Schauspiel zu genießen. Auf der blumengeschmückten Tribüne erschien jetzt der



Herzog mit seinen Ehrengästen, umgeben von holden Frauen, unter denen Agnete gewiß die lieblichste war. Alle warteten, bis die Kämpfer in Scharen geordnet wären, damit der Herzog das Zeichen zum Beginn des Spieles geben konnte.

Da kam ganz zuletzt noch ein Ritter in schlichter dunkler Rüstung herbei und stellte sich in die Reihe. Er führte drei Greifenköpfe im Wappen und nannte dem Ordner einen unbekannten Namen.

Doch kaum hatte das Turnier begonnen, als durch die Reihen der Zuschauer flüsternd die Vermutung lief, der Ritter müsse wohl ein weit berühmter Kämpe sein, der heimlich unter fremdem Namen hier mitreite — so gewaltig traf sein Speer die Gegner, so zierlich und gewandt lenkte er sein Roß. Bald schauten alle nur auf ihn, wie er einen nach dem andern der herzoglichen Ritter aus dem Sattel hob.

Als das Spiel beendet war, mußte dem Fremdling der Preis zuerkannt werden. Er näherte sich der Herzogstochter, die ihm den Kranz aufs Haupt setzen sollte. Atemlose Spannung herrschte, als er vor ihr niederkniete und den Helm zu lösen begann. Wessen Züge würden sich enthüllen?

Agnete neigte sich, um nach Turnierbrauch den Sieger auf die

Stirn zu küssen — da blickten Gotsches treue Augen ihr entgegen. Sie schrie in frohem Schrecken auf und legte ihre zitternden Hände ihm auf die Schultern. So blieben sie lange eins in des andern Anblick versunken.

Erst als der Herzog neben ihnen stand, sprang Gotsche auf und legte einen Brief in des Fürsten Hand. Es war ein kaiserliches Anschreiben, worin die Treue und Tapferkeit des jungen Ritters hoch gerühmt und dem Herzog zu solchem Schwiegersohne Glück gewünscht wurde.

Das froh begonnene Fest dauerte noch viele Tage; denn die Vermählung des Hirtensohnes mit der Herzogstochter wurde sogleich gefeiert. Am Saume des Waldes, worin einst das Untier gehaust hatte, baute der Fürst dem jungen Paare eine stattliche Burg. Das Städtlein, das sich bald ringsum erhob, bekam den Namen Greifenberg.



12. Die vier blutigen Streifen im Wappen der Schaffgotsch.

Gotsche Schoff II. diente im Heere Kaiser Karls IV. Mit ihm lag er vor der Stadt Erfurt im Thüringerlande, wo es zu einem blutigen Treffen kam. Da sah man gewaltiges Kämpfen, und der Tod hielt reiche Ernte. Unter den Kaiserlichen hielt sich Gotsche Schoff am tapfersten, und seine blanke Klinge zuckte wie ein Blitzstrahl mitten in die dicksten Haufen der Feinde hinein.

Als endlich der Sieg für Karl entschieden war, ließ der Kaiser den Gotsche Schoff zu sich rufen, um ihm für sein wackeres Streiten zu danken. Der Ritter hielt das bloße Schwert noch in der Linken, als er in edler Haltung vor seinem Herrscher stand und ihm mit den blauen Augen gerade ins Gesicht sah. Kaiser Karl hatte helle Freude an solchem Dienstmanne und streckte ihm mit freundlichen Worten die Hand entgegen. Doch Gotsches Rechte war noch mit Blut bespritzt, und ehe er sie dem Herrn reichte, wischte er damit über den Brustharnisch. Siehe, da zogen sich vier blutige Streifen quer über das blanke Eisen.

„Eia, Gotsche," rief Kaiser Karl und strich lachend den Bart, „die rote Farbe steht dir gar wohl zu Gesichte! Sollst die Streifen in deinem Wappen behalten!"

Seitdem führte die Familie Schaffgotsch, die bald in den Grafenstand erhoben wurde, vier blutrote Streifen im Schilde.



13. „Das ist sein Dorf."

(Seidorf.)

Herr Hanns Schoff ritt zum Bolkofest,
Das Schweidnitz heut noch feiern läßt.

Herr Hans Schoff ritt bis in die Nacht.
Mein wackrer Ritter, habe Acht!

Er kam durch einen finstern Hain,
Geleitet nur vom Knechte sein.

Und wie sie ziehn im dichten Busch,
Da rauscht es durch den Wald — husch! husch!

Es springen der Räuber viele her
Mit langen Spießen, scharfer Wehr.

Bald badet das Roß in seinem Blut.
Nun, tapfrer Ritter, sei auf der Hut!

Denn mit dem Pferde, das da fällt,
Stürzt auch darnieder der edle Held.

Der Räuber sind es gar zu viel;
Sie haben wohl jetzt ein leichtes Spiel.

Doch sieh! da fährt er zwischen sie:
Der treue Knecht, der kämpfet hie.

Sein Schwert zuckt rechts und links im Flug,
Und wen es trifft, der hat genug.

Hei! wie das Blut herniederrann. —
So trifft wohl kaum ein Rittersmann.

Es fällt sie an ein Schreck und Graus;
Die feigen Diebe, sie reißen aus.

Die Tat war gut und lobenswert.
Der Ritter bestieg des Knechtes Pferd.



Und als sie kamen ans Dorf nah bei,
Da sprach Hanns Schoff zum Knappen frei:

„Das ist Sein Dorf! Hört, Knappe mein,
Er soll fortan mein Ritter sein!"

Und „Seindorf" hieß das Gut hinfort;
Herr Balzer wohnte in dem Ort.

Er ließ zum Dank ein Kirchlein bau'n;
Steht's noch, so kann man's heut noch schau'n.

14. Der Schatz auf der Landskrone.

Bei der Stadt Görlitz liegt ein Berg, die Landskrone genannt, weil er das umliegende Land so stolz wie eine Krone schmückt. In diesem Berge ruht von alten Zeiten her ein Schatz vergraben. Unterschiedliche Leute haben ihn gesehen; darunter der fromme Schuster und Weise Jakob Böhme in Görlitz, als er noch ein Knabe war und das Vieh hütete.

Es war um die Mittagsstunde, und Jakob ging ganz in Gedanken am Berge hin. Da öffnete sich plötzlich vor ihm das Gestein. Der Knabe sah ein Tor von schönem rotem Gemäuer, und aus dem dunkeln Gewölbe funkelte es ihm entgegen wie lauter Gold und Silber. Er erschrak aber so sehr, daß er eiligst zurückging, ohne die Herrlichkeiten zu berühren. Als Jakob nochmals mit anderen Hirtenbuben den Berg erstieg, konnte er den Eingang nimmer finden.

Einmal hat sich auch eine arme Frau mit ihrem Kinde auf der Landskrone ergangen. Das Kind hat zwischen den Steinen gespielt und so in seiner Unschuld die Tür zu dem Schatze gefunden. Es ist hineingegangen, hat auch seiner Mutter zugeschrieen, die dem Kinde nachgefolgt und so ebenfalls in das Gewölbe gekommen ist.

Überall glänzten ihr gleich hellen Karfunkeln die Gold-, Silber- und Schaustücke entgegen, die in großen Kasten links

und rechts aufgehäuft standen. Nirgends war ein Wächter dieser Schätze zu sehen. Ein runder Tisch nur stand unweit vom Eingange, und einige Äpfel, so frisch sie nur zur Herbstzeit auf den fruchttragenden Bäumen prangen, lagen darauf. Auf diesen Tisch setzte die Frau ihr Kindlein nieder, damit es mit den herrlichen Früchten spielen möge. Sie selbst aber scharrte und sammelte soviel des blanken Goldes in ihre Schürze, als sie nur ertragen konnte, und trug es nach Hause.

Da erst fiel es ihr schwer aufs Herz, daß sie über dem Mammon versäumt hatte, ihr Kindlein mitzunehmen. Eilends lief sie in großer Angst nach dem Berge hin; aber, o Jammer! weder die Tür zu dem Gewölbe noch das Kind konnte sie wiederfinden. Wie gern hätte sie jetzt all die blanken Schätze, die sie gewonnen, dahingegeben für den größten Schatz, den sie verloren: für ihr einziges Kindlein!

Sie ging aufs Rathaus, klagte sich bei den Herren an für ihre Nachlässigkeit und bat um Hilfe. Da wurden hundert Arbeiter hinausgeschickt zum Berge, die sollten zwischen den Steinen nachgraben, ob sie nicht das unterirdische Gewölbe fänden. Und wieder hundert Männer suchten Tag für Tag die ganze Gegend ab nach Spuren des verlorenen Kindes. Aber alles Nachforschen und Suchen und Graben war ohne Nutzen, ob die Frau gleich die Hälfte ihres Schatzes darauf verwendete. Sie mußte einsehen, daß alle Mühe das Kind zu finden vergeblich wäre. Da verschloß sie sich tagelang in ihrer Kammer, weinte und betete. Als eine andere trat sie dann wieder hervor, verteilte die letzte Hälfte des Schatzes unter die Armen und tat Gutes, wo sie konnte.

So verging ein Jahr, und die Osterzeit, um die sie ihr Kindlein verloren hatte, kam wieder heran. Am Karfreitag ging die Frau abermals hinaus auf die Landskrone, um die Stelle

zu suchen, wo sie vor'm Jahr so glücklich und doch so unglücklich gewesen war. Und siehe! Da öffnete sich mit einem Male wieder jene unterirdische Pforte mit ihren gleich Karfunkeln blitzenden Schätzen. Sie aber, tränend und sehnend, sah nichts als ihr Kindlein, das, immer noch auf jenem runden Tische sitzend, munter mit den frischen Äpfeln spielte und freundlich ihr die Arme entgegenstreckte. Gar gern wählte sie diesmal statt all der toten Schätze den lebenden und trug ihn unter Tränen des Glückes nach Hause.



15. Jakob Böhme.



er arme Hirtenknabe lernte später das Schusterhandwerk und lebte zu Görlitz. Es ist aus ihm ein erleuchteter Weiser und schier prophetischer Gottesmann geworden, und hat niemand ergründen können, wie diese Weisheit ihm zugekommen; denn Bücher hat er wenige gelesen. Das Volk aber erzählt folgendes:

Im Jahre 1600, im fünfundzwanzigsten Jahre seines Alters, als sich Jakob schon mehr mit geistlichen Dingen denn mit Handwerksgeschäften befaßte und immer fein fleißig in der hl. Schrift forschte, ist er eines Tages beim plötzlichen Anblick eines zinnernen Gefäßes, darein er sich mit seinen Augen versenkte, vom göttlichen Lichte ergriffen worden, also daß der liebliche Schein ihm in sein Inneres gedrungen und ihn hat blicken lassen zum innersten Grunde der geheimen Natur. Aber Jakob hat es für eine Phantasie gehalten und hat sich's wollen aus dem Gemüt schlagen, geht zum Hause hinaus auf die Gassen und ins freie Feld über die grünen Wiesen vorm Neißtore in Görlitz. Aber das Gesicht ist nicht von ihm gewichen und hat's je länger je klarer empfunden, und wo

er hingeschaut, da hat er Tieren und Bäumen, Gräsern und Steinen so recht in ihr innerstes Herz und Wesen zu schauen vermocht, also daß ihm von Stund an die ganze Welt verändert worden, und die Natur gewesen ist wie ein geheimnisvolles, doch verständliches Buch, darinnen er allein hat lesen dürfen. — Und also ward der Schuster ein Prophet.



16. Die zwei Lilien im Wunzenteiche.



ei Pfördten in der schlesischen Nieder-Lausitz liegt der Wunzenteich. Er hat etwa eine Viertelmeile im Umfange. In der Zeit zwischen Pfingsten und Johannis sieht man in der Mittagsstunde an manchen Tagen zwei schöne, weiße Lilien über dem See schweben. Sie senken sich immer weiter und weiter auf das Wasser herab, tauchen immer tiefer in die Fluten hinein, bis sie schließlich in den Wellen verschwinden. Die Bewohner jener Gegend aber erzählen über die Entstehung dieser Sage folgendes:

Um das Jahr 500 nach der Völkerwanderung wohnten in der heutigen Niederlausitz die heidnischen Wenden. Aus dem deutschen Frankenlande aber kamen mutige, eifrige Glaubensboten, um unter den Heiden den christlichen Glauben

zu predigen. Viele von den heidnischen Wenden ließen sich taufen und bekannten sich zur Religion des Christengottes. Andre aber blieben verstockt. Zu diesen gehörte auch der mächtige Ritter Udo von der Wunzen. Dieser überfiel mit seiner wilden Rotte von Dienern und Knechten die christlichen Priester, wo er ihrer nur habhaft werden konnte, und verurteilte sie dann meist zu einem grausamen Tode.

Da schickte der Frankenkönig einen Heerführer aus mit dem Befehle, den grausamen Ritter Udo unschädlich zu machen.

Es kam nun zwar zu einem heftigen Kampfe; aber in den Sümpfen und in den dichten Wäldern der Lausitz fanden die wendischen Krieger gar prächtige Verstecke und Schlupfwinkel. Dahin konnten ihnen die Franken nicht folgen. So fiel zwar der Ritter Udo selbst nicht in ihre Hände, aber es gelang ihnen, seinen einzigen Sohn Adalbert gefangen zu nehmen.

Als der fränkische Feldherr mit seinen Rittern und Gefangenen abgezogen war, kam Udo aus seinem Verstecke hervor und begab sich mit mehreren Heidenpriestern und einer Anzahl treuer Diener an den Wunzensee. Hier ließ er mitten in das Gesümpf an eine ganz unzugängliche Stelle eine Burg bauen. Diese umgab er mit einem Erdwalle. Aber er ließ ringsherum auch einen Irrgarten anlegen. Nur der Teufel selbst kann ihm den Plan zu diesem Unternehmen eingegeben haben. Der Garten bestand nämlich aus dem dichtesten und undurchdringlichsten Gestrüpp und Gesträuch. Dieses wuchs nach und nach so hoch, daß man selbst die Burg nicht sehen konnte, wenn man auch nur zehn Schritte von ihr entfernt war. Dieser Irrgarten aber war von vielen schmalen Fußwegen durchzogen, die scheinbar alle nach der Burg hinführten. Aber die Wege zogen sich alle in unmerklichen Win-

dungen zuletzt immer mehr von der Burg hinweg. Endlich aber wich der Erdboden unter den Füßen des arglos Dahergehenden, und plötzlich versank der Wanderer in den See. An dem Wege selbst war nichts Verdächtiges zu sehen. Mit großer, teuflischer Kunst hatte der böse Ritter die dünne Erdrinde des Weges über dem Abgrunde aufschichten lassen.

Der Ritter Udo ließ, als der Garten fertig war, bekannt machen, daß er sich nun bekehren wolle. „Die christlichen Glaubensboten," so ließ er verkünden, „haben freien Zutritt zu meiner Burg."

Voller Freude eilte so mancher Priester jenem Rittersitze zu, um die heiligen Lehren des Christentums in jene festen, heidnischen Mauern hineinzutragen. Hoffnungsfreudig trugen ihn seine Füße, so vermeinte er, durch den dichten Burggarten auf eng verschlungenem Pfade dem harrenden Ritter entgegen — bis der Boden plötzlich unter seinen Füßen verschwand und er in der grausigen, nassen Tiefe seinen Tod fand. Wie viele treue, christliche Priester auf diese Weise zu Märtyrern geworden sind — wer weiß es?

Adalbert aber, der gefangene Sohn des Ritters Udo, war einem fränkischen Ritter mit Namen Hans von Sährichen überwiesen worden. Er mußte hier die niederen Dienste eines Stallknechtes versehen.

Hans von Sährichen aber führte mit seiner Gemahlin Thusnelda und seiner Tochter Elfriede ein frommes, tugendhaftes Leben. Besonders zeichnete er sich aus durch eine milde, väterliche Behandlung seiner Dienstboten. Und auch Adalbert wurde gar nicht wie ein gefangener Feind oder wie ein niederer Knecht gehalten, sondern so behandelt, wie es das Gebot der Nächstenliebe vorschreibt.

Das tat Adalbert wohl; denn in seiner heidnischen Hei-

mat war es Sitte, die gefangenen Feinde entweder durch einen grausamen Tod den Göttern zu opfern oder sie als niedere Sklaven zu verkaufen und einer tierischen Behandlung preiszugeben. Im stillen verglich er die christlichen Lehren mit den heidnischen, und eines Tages bat er seinen Herrn, ihn doch in der christlichen Religion unterweisen zu lassen. Voller Freude kam der Ritter dieser Bitte nach. Adalbert war ein gelehriger Schüler, und nach einiger Zeit war er so weit vorbereitet, daß er die Taufe empfangen konnte.

Da er auch in den ritterlichen Übungen, überhaupt in seinem ganzen Betragen, ein musterhafter junger Mann war, wurde er später sogar zum Ritter geschlagen und in die Gemeinschaft der fränkischen Ritter aufgenommen. Ja, Hans von Sährichen gab ihm seine Tochter Elfriede zur Gemahlin, und die Hochzeit wurde mit allem ritterlichen Glanze gefeiert.

Unterdessen hatte Adalberts Vater, der verstockte Ritter Udo, vergeblich auf die Rückkehr seines Sohnes gewartet. Die heidnischen Zauberer und Priester, die ihn umgaben, versicherten zwar, daß er noch lebe, aber sie setzten auch hinzu, daß er in großer Gefahr schwebe.

Nun hatte aber der Ritter einen alten, treuen Diener, Namens Bedo. Diesem ging der Kummer seines Herrn schwer zu Herzen. Eines Tages trat er vor seinen Gebieter und bat: „Erlaubt mir, o Herr, daß ich ausziehe und Euern Sohn suche!“

Gern gab der Ritter hierzu seine Erlaubnis, und Bedo begab sich auf die Reise ins Frankenland. Es gelang ihm auch nach manchen Kreuz- und Querzügen, seinen jungen Herrn auszukundschaften.

Kaum hatte er ihn gefunden, da sah er, daß er nicht nur eine Christin geheiratet hatte, sondern sogar selbst ein

Christ geworden war. Zwar stellte er ihm vor, welchen Kummer er durch seine Handlungsweise seinem alten Vater bereiten werde, und wie ihn auch deshalb der Zorn der beleidigten Götter treffen müsse. Allein Adalbert schilderte dem alten Diener die Seligkeit und den Segen des Christentums mit so beredten Worten, daß der alte Mann ausrief: „Herr, mein junger Herr, redet mir mehr von diesem Glauben; Eure Worte träufeln wie Balsam in mein Herz!“ Und siehe: als einige Tage verflossen waren, da wurde der alte Diener Bedo als neues Reis dem Kranze der Gläubigen hinzugefügt.

„Auch meinen Vater will ich bekehren, und ungesäumt wollen wir die Reise antreten!“ rief Adalbert begeistert aus.

Wirklich machten sie sich auch schon am folgenden Tage auf den Weg: Adalbert, nebst seiner jungen, lieblichen Gemahlin Elfriede und dem Diener Bedo.

Sie gelangten glücklich bis in die Nähe des Wunzenteiches. Nun sprach der alte Diener Bedo: „Wartet hier! Ich will allein vorausgehen und den Ritter Udo, euern teuren Vater, vorbereiten auf eure Ankunft und ihm alles erzählen. Alsdann will ich zurückkehren und euch hinführen zur Burg; denn ohne Führer ist der Weg zur Wohnung eures Vaters lebensgefährlich.“

Bedo machte sich auf den Weg, und sofort wurde er von dem alten Ritter Udo empfangen. Getreulich berichtete der Diener alles, was er erlebt hatte. Er verschwieg auch nicht, daß er selber das Christentum angenommen habe. Dabei redete er sich in eine solche Begeisterung hinein und schilderte die Erhabenheit des Jesusglaubens mit so hohem Eifer, daß er gar nicht merkte, wie die Gesichtszüge des alten Herrn sich immer mehr verfinsterten und seine Augen von wildem Zorn und Haß erglühten.

Plötzlich sprang der Ritter von seinem Sitze auf, stürzte mit geballten Fäusten auf den Diener zu und schrie mit von Groll und Wut erstickter Stimme: „Elender! Und du wagst es, mir vor die Augen zu treten? Du erfrechst dich, meine Burg, die den alten Göttern geheiligt ist, zu entweihen durch deine nichtswürdige Gegenwart?"

Nun rief er zur Tür hinaus: „Auf! Bindet den Frevler an Händen und Füßen und werft ihn in das finsterste Burgverließ, wohin weder Licht noch Luft dringt!"

Sofort eilten die Schergen herbei und erfüllten den Befehl ihres Herrn.

Unterdessen wartete Adalbert mit seiner Gemahlin sehnsüchtig auf die Rückkunft des Dieners Bedo. Aber er kam nicht.

Endlich, nach langem Harren, erschien ein Knecht und sagte zu ihnen: „Der Ritter Udo von der Wunzen läßt euch bitten, bei ihm einzukehren. Dort jener Weg führt am schnellsten zur Burg."

Damit zeigte der Knecht auf den schmalen Pfad, der in den Irrgarten führte. Denn so hatte es der verblendete Ritter dem Knechte aufgetragen: er sollte ihnen den Weg zum Irrgarten zeigen, um sie dem sichern Tode entgegenzutreiben. So boshaft und verstockt war sein heidnisches Herz, daß er sogar zum Mörder an seinem einzigen Sohne und an seiner unschuldigen Schwiegertochter wurde.

Von solch teuflischer Bösartigkeit hatten natürlich Adalbert und seine Gemahlin keine Ahnung. Voll freudiger, hoffnungsvoller Erregung, seinen Vater nun bald wiederzusehen und an sein Herz drücken zu können, nahm er seine Gemahlin bei der Hand und führte sie auf dem bezeichneten Pfade in den Irrgarten hinein.

Schon hatte das Paar eine lange Strecke des verschlungenen Weges zurückgelegt, schon glaubten sie die väterliche Burg durch das Gesträuch hindurchschimmern zu sehen — als plötzlich der Boden unter ihren Füßen wankte, und ehe sie noch zur Besinnung kommen konnten, waren sie verschwunden und hatten in der Tiefe ihren Tod gefunden.

Plötzlich aber verfinsterte sich der Himmel. Schwarze Gewitterwolken türmten sich am Horizonte auf, Blitze kreuzten sich, ein heftiger Donnerschlag ertönte, die Burg brannte über und über, und der Ritter Udo mit seinen Zauberern, Heidenpriestern und all seiner Dienerschaft fand den Tod unter den rauchenden Trümmern.

Noch heute sind einige Überreste von dieser Burg zu sehen. Auch die Erdwälle sind noch vorhanden und von tausendjährigen Eichen bewachsen. Am meisten aber wird doch unter den Bewohnern der Umgegend die Erinnerung an jene schauerliche Begebenheit wach gehalten durch die zwei Lilien auf dem Wunzenteiche.



17. Rübezahl.



Im Riesengebirge hauste einst ein gewaltiger Berggeist, der den Leuten weit und breit bekannt war. Sie nannten ihn den Rübezahl. Der Geist aber mochte diesen Namen nicht leiden, und man hütete sich wohl, ihn in den Grenzen seines Reiches auszusprechen. Den „Herrn der Berge“, oder „Herr Johannes“ nannten ihn die Kräutersammler. Sie waren mit ihm am besten vertraut. Ihnen erwies er sich auch manchmal freundlich, desgleichen andern Menschenkindern, die sein Gefallen erregten. Aber wehe, wer ihn kränkte! Dem kam er mit Blitz und Schneesturm in den Nacken, oder spielte ihm sonst einen bösen Schabernack. Oft hat Rübezahl auch das Richteramt übernommen, wenn in seinem Gebiete ein Frevel geschah, und mancher Bösewicht wäre lieber der menschlichen Gerechtigkeit anheimgefallen als den strafenden Händen des Berggeistes.

Im ganzen war der Geist recht launisch, und wechselnd seine Stimmung wie das Wetter im Gebirge. Bald war er freundlich wie heller Sonnenschein; bald tobte, wetterte und zauste er wie ein ungebärdiger Sturmwind.

Heute, wo gut gebahnte Wege das Gebirge durchziehen, und die Menschen in städtischem Putze darauf wandeln, läßt Rübezahl sich nicht mehr sehen. Das wilde Felsgeklüft auf den einsamen Bergwiesen war mehr nach seinem Sinn.



18. Rübezahl verwandelt sich in einen Esel.



Mit einem schweren Tragkorb auf dem Rücken wanderte ein Glaser über das Gebirge. Die Sonne brannte heiß hernieder, und die Last des Glases drückte sehr. Da schaute sich der Mann nach einem Plätzchen um, das zu kurzer Rast geeignet wäre. Rübezahl bemerkte das, und flugs verwandelte er sich in einen runden Holzklotz, der zum Sitzen einlud. Der Glaser machte erfreute Augen, als er ihn am Wege liegen sah. Eilig ging er darauf zu und setzte sich. Doch das Vergnügen dauerte nicht lange. Plötzlich wälzte sich der Klotz so geschwind unter ihm fort, daß der Mann samt seinem Tragkorb auf den Boden schlug. Krach und klirr – die Glasware zerschellte in tausend Stücke!

Der arme Glaser erhob sich von der Erde, blickte um sich, sah jedoch keinen Klotz mehr. Jetzt fing er bitterlich an zu weinen und beseufzte seinen harten Verlust. Doch stieß er keine Schmähung aus, obwohl er merken konnte, wer ihm den üblen Streich gespielt hatte. Das rührte den Berggeist. In der Gestalt eines Reisenden gesellte er sich bald darauf zu ihm und fragte ihn, warum er klage.

„Ach, guter Herr," sagte der Glaser, „da liegt Brot und Kleid für meine arme Familie zerschlagen auf der Erde. Für

acht Taler Ware ist hin! Wie soll ich jetzt nach Hause gehen und den Jammer anhören?“ Und er erzählte unter Tränen, wie alles zugegangen war. Rübezahl tröstete ihn, gab sich zu erkennen und sagte dann: „Sei guten Mutes! Ich will dir den Schaden reichlich vergüten.“

Sogleich verwandete er sich in einen Esel und gebot dem Glaser, ihn in der nächsten Mühle zu verkaufen. Er solle aber nicht mehr als zehn Taler nehmen und sich mit dem Gelde dann schnell davon machen.

Der Mann tat, wie ihm geheißen war. Er setzte sich auf das Grautier, das ihn in muntern Sprüngen den Berg hinab zur Mühle trug.

„He, Gevatter!“ rief ihn der dicke Müller an, der mit eingestemmten Armen in der Tür stand. „Das ist ja ein Prachtesel, den Ihr da habt!“

„Das glaub' ich wohl,“ sagte der Glaser schmunzelnd. „Der trägt meine gebrechliche Glasware so sicher über die Steine, wie eine Mutter ihr Kind. Ich will mich aber jetzt vom Geschäft zur Ruhe setzen; Ihr könnt den Esel kaufen, wenn Ihr wollt.“

„Was soll er denn kosten?“

„Zwölf Taler; dafür ist er wie gefunden.“

„Püh,“ sagte der Müller und machte ein Gesicht, als sollte er Essig trinken. „Zwölf Taler! und dann verfrißt so ein Vieh noch täglich einen guten Groschen. Acht Taler will ich geben, mehr nicht.“

So handelten sie noch eine Weile hin und her, bis der Glaser schließlich sein zehn Taler bekam und vergnügt von dannen zog.

„Na komm, Grauchen!“ sagte der Müller, hocherfreut über den guten Kauf und führte den Esel in den Stall. Dort

band er ihn fest und füllte die Krippe mit Heu. Das Grautier aber schüttelte den Kopf und schlug mit den Beinen aus, daß die Streu umherflog.

„Willst du wohl!" sagte der Müller und gab ihm einen derben Klaps auf das Hinterteil.

„Nein, nein, nein," hub da der Esel an zu sprechen. „Ich fresse kein Heu, sondern bloß Gebratenes und Gebackenes."

Ach, da hättet ihr den Müller sehen sollen, wie ihm vor Schrecken der Mund offen stand! Eilends machte er, daß er von dem gespenstischen Grautier fortkam.

Er rief seine Mahlknechte zusammen, und mit ihnen wagte er sich wieder in den Stall. Doch da war nichts mehr von einem Esel zu sehen; er war fort, und die zehn Taler auch.

Der Müller ist aber froh gewesen; denn ein stummer Esel ist allemal angenehmer als ein redender.

19. Rübezahl heilt einen Kranken.



Es war ein wohlhabender Bürger zu Hirschberg, der suchte, da er keine Sorgen hatte, sich welche zu verschaffen, und bildete sich die verschiedensten Krankheiten ein. Es juckte ihn hier und juckte ihn da. Wenn er recht viel und gut gegessen hatte, tat ihm der Bauch weh, und wenn er sich darüber Gedanken machte, schmerzte ihn auch der Kopf. Kurz, es ging ihm sehr schlecht. Am liebsten saß er warm eingehüllt im weichgepolsterten Lehnstuhle und sinnierte, was für ein trauriges Leben er hätte. Schließlich vermochte er kaum noch einen Schritt zu gehen, ohne daß ihn die Glieder schmerzten. Da riet ihm jemand, einen Tee von gewissen schwarzen Wurzeln, die man in Rübezahls Bergen fand, zu trinken; das würde ihn wohl von seiner Krankheit, die man das Zipperlein nannte, kurieren.

Er schickte eilends einen Wurzelgräber aus, der ihm die heilsame Arznei besorgen sollte. Diesem gesellte sich im Gebirge ein fremder Wurzelgräber zu, der ihm mit gefälligen Worten und Mienen einen Platz anwies, wo die schönsten schwarzen Wurzeln von Armeslänge wuchsen. Freudig sammelte der Mann, trug die Bürde seinem Besteller ins Haus und legte sie vor dem Ofen nieder. Dann ließ er sich von dem ächzenden Kranken seinen Lohn zahlen und ging fort.

Aber, o Schrecken! kaum war der vom Zipperlein Geplagte allein, da fingen die Wurzeln an sich zu regen und zu bewegen, und ein ganzes Knäuel schwarzer Schlangen begann sich auseinander zu wirren. Hei, wie rasch sprang da unser Kranker vom Lehnstuhle auf, wie bekam er Beine, wie konnte er laufen! Die Schlangen hinter ihm her zur Tür hinaus, zum Hause hinaus.

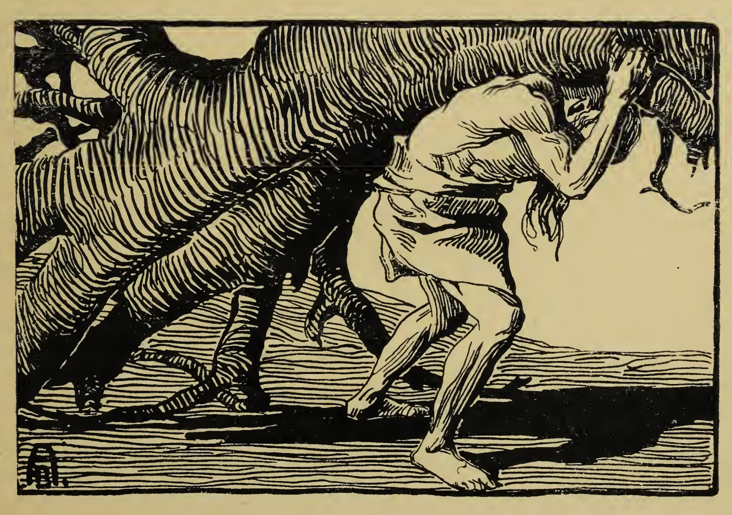
Der Verfolgte lief ohne umzuschauen immer weiter, bis er ins Freie kam. Da war nichts mehr von schwarzen Schlangen zu sehen; aber die liebe Sonne hat ihm tief ins Herz geschienen, so daß er wieder Freude und Teilnahme an der Welt bekam.



20. Rübezahls Baum.

Einem Bauer befahl sein Edelmann als gestrenger Junkherr, ihm eine große Eiche aus dem Walde zu holen. Der Bauer spannte sein Pferd an den Wagen und fuhr in den Wald. Er fand aber, daß es eine Unmöglichkeit wäre, den großen, dicken Eichbaum nur auf den Wagen zu heben, geschweige mit einem Pferde von der Stelle zu bringen. Da er seines ungnädigen Junkherrn Zorn und Strafe zu fürchten hatte, wehklagte er laut im Walde, als wollte er gleichsam die Bäume um Hilfe anflehen. Da kam ein Mann in Jägertracht durch den Wald und fragte dem Bauer sein Herzeleid ab. Er tröstete ihn und sagte, er möge nur leer heimfahren; er wolle ihm mit Hilfe seiner Jägerburschen und Holzleute den Baum ohne Entgelt an Ort und Stelle zum Junker schaffen. Dem Bauer fiel ein großer Stein vom Herzen, und er zog fröhlich heim.

Der Berggeist aber hob sich nachts die Eiche mit all ihren dicken Ästen auf den Rücken und trug sie vor des Junkers Haustür. Diese wurde durch den mächtigen Stamm so versperrt, daß niemand aus und ein konnte. Nun war es eine Lust, zuzusehen, wie der Junker zum Fenster heraus kommandierte, seine Leute sollten den Baum gleich wegschaffen. Der aber lag fest wie Eisen. Nun rief der Junker, sie sollten doch den Baum entzweisägen und spalten, damit Platz vor der Tür würde. Aber da zersprangen die Äxte, wie wenn sie von Glas gewesen wären. Die Sägen büßten alle ihre Zähne ein und waren nicht schärfer als Fiedelbogen. Die Eiche schien versteinert. Sie blieb vor des gestrengen Junkers Hause liegen, und der mußte eine neue Tür in sein Haus brechen lassen. Dieser Bau erforderte viele Handwerker: Maurer, Zimmerer, Schreiner, Schlosser und Tüncher, verursachte viel Ärger und kostete dreimal so viel Geld, als die Eiche wert war.



21. Was ein vergnügter Wanderbursch in Rübezahls Reich erleben kann.

Es ging einst ein reisender Handwerksbursch über das Gebirge, besah sich die schöne Welt, pfiff ein Liedlein und tat bisweilen einen Luftsprung, so daß der Ranzen auf seinem Rücken zu tanzen anfing. Kam eine ebene Strecke Weges, dann versuchte er wohl auch den Schritt, der unter dem Namen „Wanderburschengang" manchen Leuten bekannt ist.

Er geht nach dem Takte: Eins — zwei, drei; immer ein langer, schleifender Schritt und zwei kurze schnelle danach. Ich habe ihn von meiner Mutter gelernt, und es mag ein possierlicher Anblick gewesen sein, wenn sie im „Wanderburschenschritt" über die Wiese hüpfte, wir sieben Kinder im gleichen Tempo hinterdrein.

Jedenfalls schien es uns sehr lustig, so zu wandern, und der Handwerksbursch im Riesengebirge hielt's auch für eine hübsche Abwechslung.

Mit einemmal sah er eine feine Kutsche auf sich zu kommen; sechs schöne Pferde gingen davor. Als sie aber näher kamen, merkte er, daß jedes von den Rossen bloß auf drei Beinen lief. Der Schreck über diese Entdeckung stieß ihn ordentlich vor den Magen. Als sich nun gar noch zeigte, daß die Kutsche nur e i n Rad hatte, wurde ihm die Sache doch zu bunt. Vor lauter Ärger über solchen Unfug bekam er seine Courage wieder.

Der Schmutz der Fahrgeleise glänzte am Rade der Wunderkutsche wie Gold. „Bange machen gilt nicht!" sagte unser Wandersmann, sprang hinzu und wischte etwas mit dem Finger ab. Als er sich's aber näher besah, war es ganz gewöhnlicher — Schmutz, wie anderer auch. Brummend wischte er den Finger mit einem Lappen ab, den er im Ränzel bei sich führte.

Die Kutsche war inzwischen weiter gefahren. Kopfschüttelnd sah er ihr nach und sagte: „Die Polizei hier im Gebirge ist doch recht schlecht, daß sie erlaubt, vernünftige Leute so zum Narren zu halten!" Er drehte sich um und marschierte weiter, pfiff, hüpfte und übte den „Wanderburschengang" ganz wie im Anfang der Geschichte.

Abends in der Herberge warf er schnell den schweren Ranzen vom Rücken, reckte sich und begann dann auszupacken. Siehe !— Da kollerten aus dem schmierigen Lappen sechs Goldstücke auf den Boden.

Am nächsten Tage ist unser vergnügter Wanderbursch noch vergnügter gewesen, wenn das überhaupt möglich war.



22. Von einem Schatz, so nit weit vom Hirschbergischen warmen Brunn auff dem Gebürge lieget und durch den Rüben-Zahl verwahret gehalten wird, wie man darzu gelangen und groß Reichthumb daher bekommen kann.

In Schlesien ist eine Stadt, Hirschberg genannt, von derselben seynd zwo Meilen ins Gebürge, da ist ein Dorff Warmbrunn, allda ein Warmbad. Daselbe Dorff gehe gar hinauff; bald stößt daran ein Dorff Hermannsdorff genannt, lieget unter dem Kinast. Davon gehe auff Petersdorff, von dannen auff ein klein Dörfflein, heißt der Schreiberhau. Daselbe Dorff gehe eben auß, wohl drey Feldweges gegen einem Berge, den man heißt den Schwartzen. Bey einer großen Tannen sind viel Zeichen eingehauen und geschnitten, unter welchen H das bekänntlichste, da kommt bey dem Stamme ein Rasenweg. Dem Wege folge nach wohl anderthalb viertel einer Meilen, so kommest du auff brüchicht und schwappicht Erdreich, und fleusset ein klein Wässerlein verborgen, denn es ist mit Mooß bedeckt; lege dich nieder, so hörest du es klingen. Habe Acht und siehe nach dem Auffgang der Sonne, da sie umb St. Johannistag auffgehet, so wirstu eine große, rumpichte Bürke sehen, ganz bemooset oben zweyer Ehlen hoch über der Erden. Siehe nach der rechten Seiten, hebe das Mooß auff, so findest du diß ⧗ Zeichen und dagegen über noch einen alten, bemoosten Stein, auch also bezeichnet, durch welchen du den Weg

erkennen wirſt. Dem gehe nach eine gute Weile, ſo kommeſt du zu einem Flüßlein, hat rötlicht Waſſer. Dem Flüßlein gehe ein wenig nach, ſo kommet aber ein Flüßlein auff der linken Hand und fällt ins erſte. Gehe demnach eine gute viertel Meile hinauff am Berge, wo es entſpringet. Siehe, bei dem Urſprung des Flüßleins ſtehet eine zweyfältige, große Tanne, iſt auff der rechten Seite gezeichnet alſo X ⧖ X weiſende auff einen großen Weg. Dem gehe eine gute Weile den Berg auff nach, ſo wirſtu ſehen vier Erlen, unten dran viel Zeichen gehauen ſind, weiſende auff einen Raſenweg. Dem gehe nach auff drey Armbruſtſchüſſe, ſo wirſtu auff einen Plan kommen, da ſchöne, hohe Kräuter, unter welchen du ſehen wirſt einen erhabenen Stein, der hat ſieben Ecken und zwo Stuffen. Gehe umb dieſen Stein, gegen Morgen findeſt du ein Loch daran. Suche mit Fleiß eine dicke Haſelſtaude, darinnen wirſtu einen Knittel finden, den ſtoß in das Loch und wiege, ſo wird ſich der Stein aufwiegen. Lege ihm was unter, nim jetzt, das Gott beſcheret, denn du genug Gold alda finden wirſt.

Wiltu aber weiter gehen, ſo gehe wieder umb den Stein und ſiehe, daß du dich gleich gegen Abend kehreſt, ſo kommeſt du gleich ins Holtz. Merke, es ſtehen kurze Stämme zweene gegen einander über, haben viel eingehauene Zeichen, unter welchen auch die vorhergehende Zeichen. Da wirſtu einen veralteten Weg ſehen, dem gehe nach, er wird ſich ſeltzam drehen, aber habe Acht, du wirſt ſtets die Zeichen, jetzt an Buchen, bald an Tannen, bald an Fichten finden. Habe Acht auff eine Buche an der rechten Hand und dann eine große Bürcke auff der linken Hand mit vielen Zeichen, darunter das vorige auch. So ergieb dich Gott gänzlich, denn du viel Anfechtungen haben wirſt. Kehre dich an nichts, gehe nur getroſt, ſo wirſtu eine Klufft gerichts gegen den Abend liegend im Berge finden. Da=

rinnen du sehen wirst eine schöne Thür, zugericht von schönem Marmelstein, der ganz braun leuchtet, mit einer rothen blechenen Thür. Beyneben ein gevierdt Fenster, auch mit einem rothen blechenen Laden. Habe Acht auff die rechte Seite unten an der Thür herab, hebe das Mooß auff, so findest du ein Loch, darinnen ein Schlüssel, der schließt die Thür auff. Mache den Laden auf, so wirstu Wunder sehen; es ist kein reicher Stelle auff Erden denn diese. Dir wird vergunt wegzutragen, soviel du kannst; mache die Burck mit Fenster und Thür zu, lege den Schlüssel wieder an seine Stell, gehe davon und wende das Gut zu Gottes Ehren, so wird dir's geraten. Anno 1615.



23. Kunigunde vom Kynast.



Als auf dem Kynast noch keine zerfallende Ruine sondern eine stattliche Burg sich erhob, wohnte dort ein stolzes Edelfräulein. Sie war gar schön aber kalten Herzens. Alle Freier wies sie mit spöttischen Worten ab; denn sie dachte: „Warum soll ich einem Manne mich beugen und Kinder aufziehen mir zur Plage? Nein, ich bleibe lieber allein als Herrin auf meiner schönen Burg!"

Aber trotz Kunigundes Spott und Übermut nahm die Schar der Freier kein Ende, und das Burgfräulein sah wohl, daß es zumeist ihr Reichtum war, um den die Ritter warben. Da verhärtete sich ihr Herz, und sie tat den frevelnden Schwur: „Wer auf der steilen Burgmauer meinen Hof umreiten kann, der soll Herr auf dem Kynast werden."

Das Wort der schönen Kunigunde brachte manchem wackern Ritter den Tod. Denn die nach ihrem Golde strebten, zogen wohl von dannen, als es ums Leben ging; es kamen aber andere, die eine Ehre darin suchten, das Wagestück zu unternehmen.

Keiner bestand die Probe. Der Pfad auf der Mauer war schmal und steinig, und das erste Straucheln stürzte Roß und Reiter in den jähen Abgrund. Tausend Verwünschungen schollen aus dem Munde wehklagender Mütter, die ihre Söhne auf dem Kynast verloren hatten. Doch Kunigunde sprengte ungerührt auf der hohen Zugbrücke über den Burggraben, worin die zerschmetterten Gebeine ihrer Opfer lagen.

Einst waren drei junge Herren von Rosenberg nach dem Kynast gekommen und in heftiger Liebe zu dem schönen Edelfräulein entbrannt. Einer nach dem andern wagte den Ritt auf der Burgmauer, einer nach dem andern stürzte in die Tiefe hinab. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das ganze Land. Jeder wehklagte um das blühende Leben der drei Brüder, und wilde Empörung gegen die schöne Kunigunde wurde laut.

Der Weg zum Kynast blieb jetzt leer. Kein Freier stellte sich mehr ein, und die Burgherrin suchte mit den Freuden der Jagd sich die Zeit zu kürzen.

Als sie einst auf dem Söller saß und mit ihrem Falken spielte, sah sie im Glanze der Morgensonne einen Ritter auf dem Burgwege daherkommen. Froh begrüßte sie die Unterbrechung ihrer Einsamkeit und eilte hinab, um den Fremden zu empfangen. Ein ernster, hoher Mann trat ihr entgegen, und fast schüchtern fragte sie nach seinem Begehr.

„Ich bin gekommen, um den Ritt auf der Burgmauer zu versuchen," sagte er, und Kunigundes Herz durchfuhr ein jäher Schrecken. Sollte auch dieser sein Leben verlieren?

„Stärkt Euch zuvor durch einen Imbiß, edler Herr!" sprach sie nach einigem Stillschweigen und schritt dem Gaste voran in das Speisegemach.

Hier saß sie ihm lange gegenüber, betrachtete seine sanften Mienen und lauschte seinen ruhigen Worten, und er gefiel ihr immer mehr.

Endlich erhob sich der Ritter und rief nach seinem Knappen, daß er ihm das Roß zäume. Da begann in Kunigundes Herzen ein wilder Kampf. Sollte sie den Mann bitten, von dem Ritte abzustehen? sollte sie ihm sagen, daß sie auch ohne die tollkühne Probe sein Weib werden wolle? Doch der alte

Stolz siegte über die junge Liebe, und schweigend stand sie dabei, als der Ritter sein Pferd bestieg.

Er lenkte es zur Mauer und ließ es den steilen Rand erklimmen. Noch war es Zeit, ihn zurückzurufen — doch Kunigunde fand kein Wort.

Der Ritt begann, und mit brennenden Augen folgte das Fräulein jedem Tritt der Hufe. Das Roß schritt sicher auf dem schlimmen Wege, als sei es solchen Pfad gewöhnt. Mitunter blieb es stehen und wieherte hell; dann klopfte sein Herr sanft und freundlich den Hals des schönen Tieres.

Immer näher kamen sie dem Ziele, immer höher stieg die Freude in Kunigundes Herz. Jetzt waren die letzten Schritte getan, Roß und Reiter standen wieder auf ebenem Boden. Mit lautem Jubelschrei eilte Kunigunde dem Ritter entgegen — da hemmte sein kalter Blick ihren freudigen Schritt.

„Fräulein," begann er ernst, „ich danke Gott, der mir half, den kühnen Ritt zu bestehen. Ich hab' ihn nicht gewagt, um Herr auf dem Kynast und Euer Gemahl zu werden. Nein, nimmer wollt ich Eure blutige Hand berühren! Mir blüht ein liebes Weib daheim im Thüringerlande, und Albert, Landgraf von Meißen, bin ich genannt. Euer freventlicher Wunsch ist erfüllt, die Probe ist bestanden. — Und nun wißt, daß Ihr nicht wert seid, eines braven Mannes Gattin zu werden, ehe Euer harter Sinn gewandelt ist. Geht in Euch und büßt die arge Schuld!" Dann ritt er von dannen.

Was aus der stolzen Kunigunde geworden ist, weiß man nicht recht. Einige sagen, sie habe sich in der Verzweiflung von der Burgmauer herabgestürzt. Andere erzählen, sie habe den Rest ihres Lebens im Kloster verbracht.





24. Weihnachten.

Am lieben Weihnachtsfeste, wenn die Kindlein sich müde gejubelt haben und zur Ruhe gebracht sind, schläft auch die Natur draußen unter ihrer Schneedecke fein still. Doch wenn die Mitternacht kommt, sieht man auf den weißglänzenden Wegen des Gebirges dunkelvermummte Gestalten dahineilen, deren viele ein Laternlein tragen. Es sind keine Unirdischen, vor denen ihr euch fürchten müßtet, sondern fromme Menschen, die zur Christnachtsfeier im nächsten Kirchlein wallen.

Da steht das Gotteshaus auf einer Anhöhe. Hellglänzender Lichterschein bricht durch die geöffnete Tür, und brausende Orgeltöne dringen weit ins Freie hinaus. Wenn dann das Glöcklein den heiligen Augenblick verkündet, wo der Priester den Kelch emporhebt, wacht auch die schlummernde Natur auf und nimmt teil an der frommen Feier. Alle Bächlein und Brunnen stehen in ihrem Laufe still, und ihr Wasser verwandelt sich in Wein. Dies liebliche Wunder währt so lange, als der Kelch in des Priesters Hand erhoben bleibt.

Ein Mann, der einstmals bei seinem kranken Weibe daheim wachte und deshalb die Christmesse versäumen mußte, ging zu dieser Stunde zum Bächlein hinaus und schöpfte ahnungslos von dem wunderbaren Wasser. Wie erstaunt war er, als er nachher merkte, daß er den herrlichsten Wein in seinem Gefäße hatte, der sein krankes Weib erquickte und stärkte.

Er erzählte seinem Nachbar von dem Geschehnis, und dieser, der ein habsüchtiger Mann war, ging am nächsten Weihnachtsfeste statt in die Kirche zum Bache, um sich gleich ein ganzes Fäßlein voll Wein zu holen. Als das Wandlungsglöcklein ertönte, bückte er sich eilig, um zu schöpfen. Da scholl aus der Tiefe eine Stimme:

Jetzt sind alle Wasser Wein;
Du aber bist mein!"

Und der Wassermann zog ihn zu sich in die Flut hinab.



25. Warum die Kornähren nicht größer sind.

Am Weg, am Steg, am blühenden Kornfeld saß der Herr Jesus und Petrus, sein Jünger. Es waren damals die Ähren viel größer als heutigestages; sie reichten hinab bis zur Stelle, wo jetzt der erste Knoten am Halme sitzt. Doch waren die Menschen nicht zufrieden im Herzen. Sie traten heran zu Jesus und sprachen: „Gewähre, o Herr, uns noch größere Ähren! Was soll uns das reichliche Stroh?“ Da zürnte Petrus und rief: „Den Ungenügsamen zur Strafe nimm fort alle Körner, o Herr, und laß sie das Stroh nur behalten!“ Und Jesus sann nach. Dann streckte er die Hand aus und begann von den Halmen die Ähren abzustreifen. Da wandelte die liebe Gottesmutter Maria herbei im lichten Gewande mit freundlichem Antlitz und sprach zu dem Sohne: „Mein Herr, tu's nicht! Und willst du die Menschen nicht schonen, so gedenke der Hündlein und Katzen. Was haben sie denn verschuldet, daß du ihnen die Nahrung verkürzest?“ Da lächelte Jesus und senkte die Hand. So blieben die Ähren erhalten in ihrer heutigen Länge. Manch frommer Bauer aber gedenkt der Fürbitte der lieben Gottesmutter und sättigt beim Erntefeste zuerst die Katzen und Hunde, ehe er selbst sich zum Schmause setzt.

26. Du sollst das liebe Brot nicht verachten!

Zu Kieslingswalde bei Habelschwerdt hüteten einst drei Knaben die Kühe auf den Bergen. Sie trieben dabei viel Mutwillen und waren mit der Mahlzeit, die ihnen die Bäuerin aufs Feld schickte, nie zufrieden. Als sie einstmals Brot und weißen Käse erhielten, warfen sie es wütend zur Erde, spieen es an und hieben mit den Peitschen danach. Schließlich rollten sie das Brot den Abhang hinunter, warfen den Käse hinterdrein und riefen: „Mach ock schnell, mach ock schnell, du Brot, daßde dar Quork nich anooch koan!" Ein Bauer, der in der Nähe ackerte, hinderte den Frevel nicht, sondern lachte über die Worte der Buben. Aber er lachte nicht lange. Es zog schnell ein schweres Gewitter herauf, das den ganzen Berg einhüllte. Als es vorüber war, waren Hirten und Bauern verschwunden; aber an ihrer Stelle erblickte man auf dem Berge vier hohe, schmale Sandsteinfelsen. Jedes Kind in Kieslingswalde kann sie euch zeigen, und man nennt sie heute noch die Hirtensteine.

Ebenso wie diesen Frevlern erging es in der Nähe von Freiwaldau einem Bauern, der Brot über das Gebirge fuhr. Als er an eine Stelle kam, wo der Weg bergab ging, wollte er halt machen. Da aber gerade kein geeigneter Stein in der Nähe lag, nahm er ein Brot vom Wagen und legte es unter

das Rad, um den Wagen zu hemmen. Wie er so an der lieben Gottesgabe frevelte, wurde er mit seinem Fuhrwerke augenblicklich in einen mächtigen Felsen verwandelt, der noch jetzt auf der Höhe des Berges steht und Fuhrmannstein heißt.



27. Die Heidenjungfrau zu Glatz.

Für eine wahrhaftige Geschichte gibt man's in der Grafschaft aus, was hier von der Heidenjungfrau erzählt ist, und alte und junge Leute in Glatz wissen viel von ihr zu schwatzen und zu sagen.

Es soll nämlich vor alten Zeiten eine heidnische Jungfrau über die Stadt geherrscht haben. Sie führte ein sündhaftes, üppiges Leben und trieb arge Zauberei. Auch war sie mit wunderbarer Körperkraft begabt, so daß sie oft zur Kurzweil ein Hufeisen mit der bloßen Hand zerbrach. Einmal war sie mit ihrem Bruder eine große Wette eingegangen, wer am weitesten schießen könnte; da flog ihr Pfeil weit über die Stadt hinaus bis zur großen Linde in Eisersdorf.

Das Volk aber war ihres schlimmen Treibens müde geworden und trachtete sie zu töten. Endlich gelang es, sie in einem Saale zwischen dem Ober- und Niederschlosse gefangen zu nehmen. Dort wurde sie lebendig eingemauert.

Das schöne goldene Haar, das man ihr abgeschnitten hatte, hing man in einer Kapelle auf, die lange den Namen Heiden-

kirchlein führte. Ein Soldat nahm es einst von der Wand und trug es in seine Kammer. Da kam nachts der Geist der Heidenjungfrau zu ihm und plagte ihn sehr, bis er das Haar wieder an seine Stelle trug.

Lange Zeit ist auch der Bogen der Zauberin in Glatz aufbewahrt und gezeigt worden. Im Jahre 1743 aber sandte ihn der General Fouqué in die Kunstkammer nach Berlin.

Das Gespenst der Heidenjungfrau geht heute noch im Schlosse um. Es ist nicht bösartig, außer wenn man seiner spottet. So bekam einmal ein Soldat einen tüchtigen Backenstreich von eiskalter Hand, weil er von der Heidenjungfrau übel geredet hatte.

Auch in der Stadt hat sich das Gespenst öfters und in verschiedener Gestalt gezeigt, hat wohl auch manchmal ein schalkhaftes Stücklein ausgeübt, wie das folgende, das von ihm erzählt wird:

Der Schneider Augustin hatte unter dem bösen Mundwerk seines Weibes sehr zu leiden. Ihr Keifen suchte er mit Pfeifen zu übertönen, und wenn ihm die Kehle so trocken geworden war, daß kein Liedlein mehr gelingen wollte, dann warf er Nadel und Schere hin und rannte ins Wirtshaus, um im Bierglase Trost und Stärkung zu suchen.

Er hätte wohl besser getan, vors Tor hinaus zu wandeln, die Pracht der Berge in der sinkenden Sonne zu beschauen und mit frommem Herzen in das Abendlied der Vögel einzustimmen. Dann hätte die schlummernde Natur ihn rechtzeitig daran erinnert, daß es Zeit sei, sich nach Hause und zur Ruhe zu begeben. Im Wirtshause dachte niemand an solche Mahnung, und so kam es, daß Frau Ursula oft reichlich Zeit hatte, ein volles Maß ihrer Galle anzusammeln, das sich als eine Sturmflut von Schimpfreden über den Heimkehrenden ergoß.

Sie liebte aber auch anderes über sein Haupt auszugießen, um ihn aus der freundlichen Dämmerung, womit die Geister des Bieres ihn umschatteten, aufzuschrecken. Und das sollte ihr zum Unheil gereichen.

Als nämlich der Schneider eines Nachts an der Haustür lehnte und den still lächelnden Mond anzusingen begann, ergriff Frau Ursula in heller Wut die Waschschüssel und schüttete ihren schmutzigen Inhalt durchs Fenster hinab. Sie traf aber – o weh! – nicht den schuldigen Sänger und Ehemann, sondern den lustwandelnden Geist der Heidenjungfrau, der gerade stehen geblieben war, um sich am Anblick des blinzelnden Schneiders zu vergnügen.

Nun ist es auch für ein Gespenst keine Annehmlichkeit, begossen dazustehen; und als dem üblen Bade noch üblere Reden folgten, wurde die Heidenjungfrau böse, ergriff einen sanften Mondenstrahl, der gerade da lag, schwang sich zum Fenster empor und stach damit Frau Ursula in die böse Zunge.

„Mein Herzensmännchen, wo bleibst du so lange?“ tönte es gleich darauf an des Schneiders Ohr, und die sanfte Rede ernüchterte ihn viel plötzlicher, als es das gewöhnte Unwetter böser Worte getan hatte. „Komm doch herauf! die kühle Nachtluft kann dir schaden!“

Es war kein Zweifel — die zärtlichen Worte galten ihm,

und mit lieblichen Hoffnungen erfüllt stieg Augustin die Treppe hinan. Oben prallte er zwar erschrocken zurück, denn das Antlitz seiner Ursula blickte ihm nicht eben freundlich entgegen; doch die zärtliche Musik ihrer Worte beruhigte ihn wieder. Mit ausgebreiteten Armen schritt er auf sie zu; da verzerrten sich ihre Züge zu grimmiger Wut, sie schwang den nicht allzu kleinen Pantoffel und — streichelte weich über Augustins Wange.

Das alles kam dem Schneider so komisch vor, daß er laut zu lachen anfing. Je zorniger Frau Ursulas Mienen und Gebärden wurden, desto holdere Schmeichelnamen gab sie ihrem Mann, und Augustin war schlau genug, vor dem unfreundlichen Anblick die Augen zu schließen und sich von den zärtlichen Tönen in den Traum wiegen zu lassen.

Am andern Morgen weckte ihn die Stimme seines Weibes. Ursula stand an der Küchentür und überschüttete ihre Anne-Rose mit Lobpreisungen. „Du fleißiges Mädchen! Wart, nächsten Sonntag darfst du schon früh um neun spazieren gehn. Zwei Taler Lohn leg ich dir zu, du Perle!"

Jetzt wurde dem Schneider doch unheimlich zumute. Er erhob sich schnell und ging vorsichtig um seine liebe Frau herum. Ja, das waren dieselben bitterbösen Mienen wie alle Tage; aber nur die süßesten Worte entquollen ihrem Munde. Nun, es brauchte ja nicht alles Gute auf einmal zu kommen, und vorläufig war Augustin mit der freundlichen Rede zufrieden. Er lächelte sie vergnügt an, und auch Anne-Roses rundes Gesicht glänzte immer befriedigter.

Inzwischen litt Frau Ursula die fürchterlichsten Qualen. Mit Wut und Verzweiflung sah sie die Wirkung ihrer bösen Worte. Sie ahnte ja nicht, welchen Streich ihr die Heidenjungfrau gespielt hatte, daß nämlich alle ihre Reden sich in

das Gegenteil verwandelten. Je ärger sie keifte, desto froher wurden ihre Hausgenossen. So ging es alle Tage. Auch als sie ihre Meinung mit Taten deutlich zu machen suchte, gelang es nicht besser. Die Gabel, die sie nach Anne-Roses Kopfe warf, flog ganz wo anders hin und senkte sich mit sanftem Schwunge in die Kalbskeule, die auf dem Herde stand.

Es war zu viel für Frau Ursulas Kräfte. Der tückische Zauber des Gespenstes hatte ihrem Leben allen Reiz genommen. Denn was nutzte alles Keifen, wenn man niemand damit ärgern konnte! So wurde sie immer stiller und stiller und versuchte schließlich ganz zu schweigen.

Und daran ist sie gestorben.



28. Der goldene Stollen.

Es war einmal ein junger Mann, der hatte schon als Kind Vater und Mutter verloren und war von dem wohlhabenden Müller seines Heimatdorfes aus Barmherzigkeit aufgezogen worden. Des Müllers Tochter war seine liebe Spielgefährtin gewesen. Je älter die beiden wurden, desto lieber gewannen sie einander, und endlich fragte Jakob seinen Pflegevater, ob er die Hanne heiraten dürfte. Der alte Müller war sehr erschrocken und ärgerlich; denn er hatte schon einen andern Mann für die Hanne ausgewählt. Da er aber den Pflegesohn herzlich liebte, sagte er nach einigem Besinnen: „Ich muß dich erst prüfen, Jakob, und sehen, ob du ein tüchtiger Mensch bist, ehe ich dir meine Tochter zur Frau gebe. Ziehe deshalb in die Fremde und bleibe drei Jahre fort. Arbeite fleißig und erspare soviel, wie die Hälfte von meiner Mühle wert ist. Wenn du dann zurückkehrst und hast die Hanne noch ebenso lieb wie jetzt, so halten wir gleich Hochzeit."

Am andern Morgen ging Jakob auf die Wanderschaft, und die Hanne begleitete ihn bis auf den nächsten Berg. Dort gaben sie sich einen Kuß und weinten bei dem Gedanken, daß sie einander drei Jahre lang nicht sehen sollten. Briefe konnten sie auch nicht schreiben, weil es damals erst in den ganz großen Städten eine Post gab. Jakob und Hanne waren also sehr traurig; aber sie sahen bald ein, daß das Weinen nichts

half. Deshalb gaben sie sich noch einen Kuß, sagten: „Geh' mit Gott!“ und trennten sich. Das Mädchen stieg auf der Nordseite des Berges zum Heimatdorfe hinab, und der junge Mann ging nach Süden in den hellen Sonnenschein hinein.

Er kam in das Böhmerland und fand dort bald Arbeit. Wurde an einem Orte der Verdienst knapp, so wanderte er ein Stück weiter. Da er fleißig und verträglich war, zahlte ihm jeder Meister guten Lohn. Des Abends saß er lieber im Freien und dachte an seine Hanne, oder er unterhielt sich mit verständigen Leuten, statt ins Wirtshaus zu gehen, um zu trinken und Karten zu spielen. Dadurch sparte er viel Geld.

Als zwei Jahre und zehn Monate vergangen waren, hatte er sein ledernes Beutelchen mit Goldstücken angefüllt. Da dachte er: „Morgen schnüre ich mein Bündel und mache mich auf den Heimweg!“ Sein Herz tat bei diesem Gedanken ganz gewaltige Schläge, so freute er sich. Er nahm am nächsten Tage auch wirklich Abschied von seinem Meister und ging.

Es war ein heißer Tag; aber Jakob gönnte sich keine Rast, weil ihn die Sehnsucht trieb. Als er viele Stunden gegangen war, konnte er vor Müdigkeit nicht weiter. Er warf sich in einem schattigen Gebüsche am Rande des Weges auf die Erde nieder und schlief sofort ein.

Endlich weckte ihn ein kühler Luftzug, und er sah die ersten Sterne schon am Himmel funkeln. Durch den Schlaf gestärkt erhob er sich und dachte, im hellen Mondschein weiter zu wandern. Er griff nach dem Bündel, darauf sein Haupt gelegen hatte. O Schrecken! Der Riemen, der es zusammenhielt, war durchschnitten, und die Hälfte des Inhaltes war geraubt. Mit zitternden Händen wühlte er nach dem Geldbeutelchen — es war fort! Jakob sank fast zu Boden vor Verzweiflung. „Ach Hanne, liebe Hanne,“ rief er klagend,

„nun ist unser Glück dahin! Was für ein leichtsinniger Mensch bin ich, daß ich mich hier dem Schlafe überlassen habe! Der Pflegevater hatte wohl recht, daß er mir seine Tochter nicht anvertrauen wollte.“ Dann raffte er sich auf, warf einen Abschiedsblick auf das Gebirge, hinter dem die Heimat lag, und wanderte wieder zurück, nach Süden zu.

Jakob lief ohne Rast und Ruh tagaus, tagein, solange ihn die Füße trugen. Kaum dachte er an Schlaf und Nahrung. Nach langem Wandern gelangte er in die große Kaiserstadt Wien. Der Anblick der schönen Häuser, des breiten Donauflusses und der heitern Menschen weckte ihn aus seiner Trübsal. Nachdem er einige Stunden umherspaziert war, begab er sich gegen Abend in eine Herberge, wo er übernachten wollte. Er ließ sich an einem Tische im Freien nieder und bestellte ein Glas Wein. Dann stützte er den Kopf auf die Hand und begann ernsthaft über die Zukunft nachzudenken. Die Hoffnung, die Hanne zur Frau zu gewinnen, mußte er nun aufgeben; denn er schämte sich, als Bettler vor den Pflegevater zu treten. Das beste wäre wohl, er bliebe in dem schönen Wien und suchte hier Arbeit. Er seufzte schwer, wenn er daran dachte, wie seine liebe Hanne jetzt vergeblich auf seine Rückkehr warten würde. Manche stille Träne rollte ihm über die Wange. Endlich überwältigte ihn nach der Anstrengung der letzten Tage die Müdigkeit, und er schlummerte ein.

„Hanne!“ sagte plötzlich eine tiefe Stimme dicht neben seinem Ohr. Er fuhr erschrocken auf. Vor ihm stand ein großer Mann mit wallendem Bart. Er war in einen weiten Mantel von feinem Tuch aber absonderlichem Schnitt gehüllt und trug eine weiße Spitzenkrause um den Hals. Als Jakob sich erstaunt umblickte, gewahrte er am Nebentische noch zwei Männer in ähnlicher Kleidung, die ihn ernsthaft anschauten.

„Ihr wundert Euch, daß ich den Namen kenne," sagte der Mann neben ihm. „Ich weiß noch mehr von Euch und bitte Euch, daß Ihr uns Vertrauen schenkt; vielleicht können wir Euch helfen." Dann forderte er Jakob auf, sich mit ihm zu seinen Gefährten zu setzen. Jakob tat es und begann, halb betäubt von dem seltsamen Erlebnis, ihnen auf Verlangen seine Lebensgeschichte zu erzählen. Sie nickten öfter dabei ernsthaft mit dem Kopfe und betrachteten ihn unverwandt, aber mit wohlwollenden Blicken.

„Wir sind Welsche oder Italiener," sagte einer der drei, als Jakob geendet hatte, „und sind auf dem Wege nach Eurer Heimat, um dort einen großen Schatz zu heben. Kennt Ihr einen Ort, welcher der goldene Stollen genannt wird?"

„O, recht wohl!" antwortete Jakob. „Er liegt am Abhange der hohen Mense in der Nähe der sumpfigen Seefelder. Es ist ein Fels, der einen großen Spalt hat, und man sagt, es seien verwünschte Schätze von Gold darin verborgen."

„Eben diese Schätze sind es, die wir heben wollen. Wenn Ihr Euch getraut, uns an den Ort zu führen, so soll Euch reicher Lohn dafür werden, und die Hanne ist Euer."

Jakob bedachte sich eine Weile; da ihm aber die Mienen der drei Fremden nichts Böses zu verkünden schienen, willigte er ein. Auf den Rat der Männer legte er sich bald zur Ruhe, um sich für den weiten Weg, der am folgenden Morgen begonnen werden sollte, zu stärken.

Jakob wurde durch eine eisige Kälte aufgeweckt, die seine Glieder schüttelte. Wie erstaunte er, als er die Augen aufschlug! Er lag auf der kalten Erde, die mit niedrigem Moose und mit spärlichem Grase bedeckt war. Feuchte Nebel jagte der Wind dicht über ihn hin; er vermochte kaum drei Schritte weit um sich zu schauen, obgleich der Tag bereits an=

gebrochen war. Er sprang auf, um die erstarrten Glieder zu regen und bemühte sich vergebens, zu erkennen, wo er war. Nur wallende Nebel zogen vor ihm her und hin. Da fuhr plötzlich ein goldener Sonnenstrahl mitten in das Gebrodel hinein. Die grauen Schleier flogen auseinander, und wie ein Vorhang rollte es sich vor Jakobs Augen auf. Zu seinen Füßen sah er dunkle Berghäupter, und dahinter, in bläulichen Dunst gehüllt, lag eine weite Ebene, aus der Dörfer und Kirchtürme wie helle Flecke und Streifen hervorschimmerten. „Mein Glatzerland!" rief Jakob in jubelndem Erkennen und breitete die Arme aus.

„Die Reise nach der Heimat ging schneller, als Ihr dachtet," hörte er eine bekannte Stimme sagen, und sich umschauend, gewahrte er die drei geheimnisvollen Fremden in seiner Nähe. „Auf unsern Mänteln sind wir wie Vögel mit Euch durch die Luft geflogen," sprach der Welsche weiter. „Und nun führt uns auf dem kürzesten Wege zum goldenen Stollen!"

Der Anblick des Heimatlandes hatte Jakobs Herz mit Freude und Mut erfüllt, so daß ihm trotz der gespenstischen Luftreise vor den Fremden nicht graute. Er schritt ihnen vielmehr rüstig und zuversichtlich voran, den Berg hinab. Nach längerer Wanderung auf beschwerlichem Wege blieb er stehen und sprach: „Dort seht ihr einen mächtigen Felsen emporragen. Über ihn stürzt sich ein rasches Bächlein; daneben erkennt ihr eine Öffnung, an den Rändern mit feuchtem Grase bewachsen. Das ist der Eingang zum goldenen Stollen. Ich wünsche euch Glück zu eurem Vorhaben und bitte euch, daß ihr mir jetzt den versprochenen Lohn gebt und mich entlaßt!"

„Bevor nicht unser Werk vollbracht ist, könnt Ihr Euern Lohn nicht erhalten," entgegnete mit großer Entschiedenheit

der Welsche, welcher Jakob zuerst angesprochen und auch weiterhin allein mit ihm geredet hatte. „Es bleibt Euch überlassen, ob Ihr hier warten oder uns folgen wollt. Jedoch rate ich Euch, mitzukommen."

Jakob war zuerst enttäuscht und erschrocken; doch nach einigem Zaudern erklärte er sich bereit, das Abenteuer zu bestehen. „Die welschen Zauberer," dachte er, „könnten wohl gar mit ihren Mänteln einen andern Ausweg aus dem Berge finden, und ich wäre geprellt. Übrigens bin ich doch in ihrer Gewalt und will ihnen lieber Vertrauen als Furcht zeigen." Die Fremden lobten seinen Mut und versprachen ihm nochmals reiche Belohnung. Dann lagerten sich alle und stärkten sich durch Speise und Trank, womit die Welschen reich versehen waren.

Nach kurzer Rast wurde ein Baum mit vielen Ästen gefällt, vor die Öffnung des Felsens geschleppt und durch sie in das Innere des Berges hinabgelassen. Er ragte nur noch mit dem äußersten Wipfel hervor, als er unten feststand. Dann stiegen sie an den Ästen wie auf den Sprossen einer Leiter hinab und gelangten in eine geräumige Höhle, die sich nach oben immer mehr verengte und nur ein mattes Dämmerlicht durch die Felspalte erhielt.

„Von jetzt an sprecht kein Wort mehr, wenn Euch das Leben lieb ist!" sprach der Wortführer der drei Welschen zu Jakob. „Ich werde es Euch sagen, wenn das Werk vollendet ist und Ihr wieder reden dürft." Jakob nickte schweigend und wartete mit beklommenem Herzen auf das Wunderbare, das nun geschehen würde. Der Welsche nahm eine schwarze Kerze und ein schwarz eingebundenes Buch aus seiner Manteltasche. Die Kerze zündete er an und begann mit seltsamen Gebärden und in feierlichem Tone etwas zu lesen, wovon Jakob

nichts verstehen konnte. Als er einige Worte gesprochen hatte, tat sich die Felswand vor ihnen plötzlich auseinander, und in der Öffnung zeigte sich eine verschlossene eiserne Tür. Der Welsche berührte sie mit der Kerze, und sie sprang auf. Die vier Männer traten hindurch in einen langen, schmalen Gang, der bis zu einer größeren eisernen Tür führte. Vor dieser lag als Wächter ein großer, schwarzer Hund, der die Herankommenden mit glühenden Augen ansah. Jakob erschrak und wich zurück; aber die beiden schweigsamen Welschen nahmen ihn in die Mitte und hielten ihn fest. Der Sprecher las wieder einige Beschwörungsworte, worauf der Hund willig beiseite schlich, sich dann niederlegte und die Augen schloß. Die Tür öffnete sich, als sie mit der Kerze berührt wurde.

Ein hohes Gemach nahm jetzt die Männer auf. Die gewölbte Decke und die schräg aufsteigenden Wände hingen voll goldener Zapfen, welche den Schein der Kerze tausendfach widerstrahlten. In einer Ecke waren die Wände von ihrem goldenen Schmucke entblößt und starrten schwarz in die schimmernde Pracht hinein. Hier saß auf einem Haufen länglicher Goldklumpen ein Mann in tiefem Schlafe. Er war nach einer sehr alten Tracht gekleidet. Sein Bart reichte bis auf die Füße. Der Kopf ruhte in der linken Hand; der rechte Arm hing schlaff herab und hielt eine Axt. Jakob konnte die Blicke nicht von dem scheinbar Schlafenden abwenden, obwohl ihm graute. Der Welsche gab ihm aber die Kerze in die Hand und zog ihn mit sich fort in eine andere Ecke des Gewölbes. Hier begannen die drei Fremden die niederhängenden Goldzapfen abzuschlagen, während Jakob leuchtete. Laut hallten die Schläge in dem weiten unterirdischen Raume wieder; aber sie vermochten nicht den Schläfer zu wecken.

In kurzer Zeit lagen soviel Stücke glänzenden Goldes

da, daß die Männer drei mäßig große Säcke damit füllen konnten. In einen vierten, kleineren Sack wurden auch einige Goldklumpen getan und dieser auf Jakobs Schulter gelegt. Die Welschen beluden sich mit den größeren Säcken; der Anführer nahm Jakob die Kerze wieder aus der Hand und schritt voran, dem Ausgange zu. Jakob zögerte eine Weile, indem er nach der Gestalt des schlafenden Mannes blickte; er wurde aber von seinen Begleitern fortgezogen. Hinter ihnen schloß sich mit gewaltigem Dröhnen die eiserne Tür. Der furchtbare Hund nahm mit einem Satze seinen Platz vor derselben wieder ein, wobei er ein schreckenerregendes Gebell hören ließ. Die Männer eilten fort und kamen glücklich durch die zweite Tür, die sich ebenfalls mit dumpfem Krachen schloß. Als sie aufatmend in der Höhle standen, die ins Freie führte, sahen sie auch die Öffnung verschwinden, welche durch die ersten Zauberworte entstanden war. Jetzt löschte der Welsche die Kerze aus und bedeutete Jakob, daß er wieder reden dürfte. Seine Gefährten warfen die Säcke zu Boden, drückten Jakob die Hand und lobten ihn für seinen Mut und sein Schweigen. Die ersten Worte, die Jakob sprach, waren eine Frage nach dem geheimnisvollen Schläfer im Innern des Berges. „Es war ein Goldsucher wie wir," antwortete der Welsche; „er hat aber nicht stillschweigen können oder sonst einen Fehler bei der Beschwörung gemacht und muß nun dort ewig schlafen."

Jetzt begann eine mühselige Arbeit, um die schweren Säcke über die Äste des Baumstammes ins Freie zu schaffen. Als sie beendet war, standen die Männer zwar erschöpft, aber mit frohem Herzen im hellen Sonnenlicht. „Der Sack, den Ihr getragen habt, gehört eigentlich Euch," sagte der Wortführer zu Jakob; „aber es ist verwünschtes Gold und würde Euch wenig nützen. Überlaßt uns daher Euren Anteil und nehmt

dafür alles, was wir an Gelde bei uns führen. Es sind dreihundert Dukaten, und sie werden wohl genügen, um Euern Schwiegervater zufrieden zu stellen.“ Jakob war glücklich über dieses Anerbieten; er bedankte sich immer von neuem bei den freigebigen Welschen. Diese schüttelten ihm mit freundlichen Mienen die Hand, setzten sich mit den goldgefüllten Säcken



auf ihre Zaubermäntel und fuhren durch die helle Luft gen Mittag, so schnell wie Wolken, die der Sturmwind jagt.

Jakob sah ihnen eine Weile staunend nach; dann wandte er sich und eilte der Heimat zu, so schnell er vermochte. Über Berg und Tal, durch Wald und Flur, über Steine, Gestrüpp, Moos, Gras und Blumen trieb ihn die Sehnsucht vorwärts. Die Nacht begann eben sich niederzusenken, als er das Heimatdorf erreicht hatte und an die Tür der Mühle klopfte. Ob ihm die Hanne selbst die Tür öffnete, oder ob sie drin in der

der Stube saß, weiß ich nicht; aber es war ein großes Glück in den Herzen der beiden, als sie einander wiedersahen. Die Hanne weinte, und der Jakob lachte und weinte auch. Bald aber riß er sich los, warf den Beutel mit den Goldstücken vor dem Müller auf den Tisch und sagte: „Es sind dreihundert Dukaten. Ich hoffe, daß es Euch genug sein wird, um mir Eure Tochter zur Frau zu geben!“

„Ach, Jakob,“ sagte der alte Pflegevater, „ich hätte dich zum Schwiegersohne genommen, auch wenn du ohne Geld zurückgekommen wärst. Als du fortgegangen warst, merkte ich erst, wie lieb du mir geworden, und du fehltest mir überall. Und die Hanne erst — die hat täglich mit Tränen den lieben Gott gebeten, daß er dich behüten und glücklich heimführen möge.“

Jetzt waren alle drei fröhlich und erzählten einander ihre Erlebnisse, und nach drei Tagen wurde die Hochzeit gefeiert.



29. Gottesgericht.



Vor sehr langer Zeit lebte in Neiße ein habsüchtiger, gewissenloser Mann. Er borgte sich einmal von einem reichen Fleischer dreihundert Dukaten. Als dieser sie wieder verlangte, so behauptete jener, er habe sie ihm schon zurückgegeben. Aber der Fleischer verklagte den treulosen Schuldner, und das Gericht verlangte von diesem, er müsse seine Aussage beschwören. Er zeigte sich sehr bereitwillig dazu, reichte einen dicken, schweren Stock, den er trug, seinem Gläubiger hin und bat ihn, er möge ihm solchen indes halten, damit er die Hände frei habe.

Es war aber ein ausgehöhlter Stock, und der Mann hatte die schuldigen dreihundert Dukaten hineingetan. Daher meinte er, er könnte jetzt der Wahrheit gemäß beschwören, daß er dem Kläger das Geld wiedergegeben habe, und er leistete mit heiterer und ruhiger Miene den feierlichen Eid. Hierauf ließ er sich seinen Stock zurückgeben und verließ fröhlich das Gerichtszimmer zum größten Erstaunen des betrogenen Fleischers.

Aber er sollte sich seines ungerechten Gewinnes nicht lange erfreuen. Als er über die Stiege hinabging, glitt er aus und stürzte hinab. Der Stock zerbrach, die dreihundert Dukaten rollten heraus, und sein Betrug kam an den Tag; er selbst aber brach das Genick und starb so eines jähen Todes.



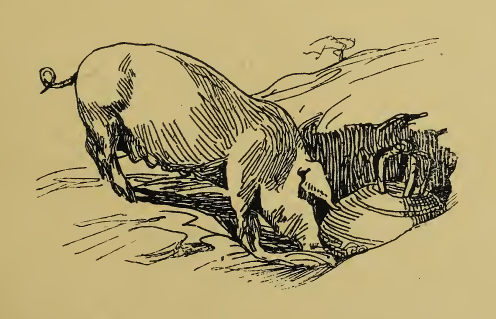
30. Das Begräbnis des Hundes.

Auf dem Herrenhause zu Deutsch-Wette bei Neiße hatten die Besitzer einen Hund, den sie über alles liebten. Freundlichkeit gegen die Tiere ist etwas Löbliches. Wenn aber jemand mehr Liebe für einen Hund zeigt als für die Mitmenschen, die seines Wohlwollens bedürfen, so versündigt er sich. Es geschah, daß das Tier starb und die Gutsherrschaft dadurch in übermäßige Trauer versetzt wurde. Um ihrer Liebe für den Hund noch im Tode Ausdruck zu geben, beschlossen sie, ihm ein Begräbnis auszurichten, als gälte es einem Menschen. Nahe bei dem Dorfe stand auf der Höhe ein Kloster, das der heiligen Katharina geweiht war. Mit den Oberen dieses Klosters waren die Edelleute befreundet. Sie stellten daher das Ansinnen, bei dem Begräbnis des Hundes mit allen Klosterglocken zu läuten. Diese frevelhafte Bitte wurde nicht abgeschlagen, sondern aus törichter Freundschaft bewilligt.

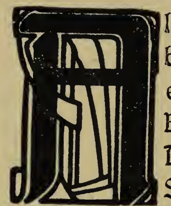
Der Begräbnistag kam heran. Am Nachmittag bewegte sich ein feierlicher Zug auf die Klosterkirche zu; denn am Rande des dabei gelegenen Gottesackers sollte der Hund begraben werden. Auf einer Bahre trug man den blumengeschmückten Sarg; dahinter schritt die Gutsherrschaft in tiefer Trauer, als ob ihnen ein Kind gestorben wäre. Das Gesinde des Hofes leistete Gefolgschaft, und viele Dorfbewohner liefen aus Neugier mit. Andere aber standen mit finsteren Mienen am Wege und verwünschten das ruchlose Treiben. Als der

Zug den Fuß des Hügels erreicht hatte, begann die kleinste Klosterglocke zu läuten. Eine zweite fiel ein, und jetzt fing auch die große Glocke an zu schwingen. Ihr erster Ton klang gewaltig hinaus über das Feld. Es war, als ob eine Stimme die Menschen warnen wollte, den gottlosen Frevel zu vollenden. Aber niemand verstand die Mahnung; niemand kehrte um. Noch war der zweite Ton der großen Glocke nicht verhallt, das geschah ein furchtbarer Donnerschlag; die Erde öffnete sich und verschlang das Kloster mit seiner Kirche, dem Gottesacker und dem frevelnden Leichenzuge.

Den Hügel, der einst das Kloster trug, nennen die Bewohner der Umgegend jetzt den Katternberg; das bedeutet „Katharinenberg". Es ist keine Spur mehr von dem versunkenen Kloster darauf zu sehen. Aber einst wühlte eine Sau mit ihrem Rüssel ein Loch in die Erde, wobei die kleinste Glocke des Geläutes zum Vorschein kam. Sie wurde im Glockenturme eines benachbarten Dorfes aufgehängt. Die mittlere Glocke ist später im Bielefluß gefunden und in die Kirche zu Polnisch-Wette gebracht worden. Die große Glocke mag wohl noch tief in der Erde verborgen sein.



31. Das Fräulein vom Grojetzberge.

ls die wilden Tatarenhorden in Oberschlesien einbrachen, fanden sie am Fuße des Grojetzberges eine volkreiche Stadt und auf der Höhe eine feste Burg vor, die ihnen heftigen Widerstand bot. Doch der Feinde waren zu viele, und Burg und Stadt mußten sich schließlich ergeben. Den meisten Bewohnern gelang es, durch unterirdische Gänge zu entkommen, während die Sieger plünderten und verwüsteten.

An der Stelle der zerstörten Stadt liegt heute das Dorf Psar, in dessen Nähe man noch Spuren der alten unterirdischen Gänge gefunden hat. Die Grojetzburg muß wieder aufgebaut worden sein; denn eine Sage meldet ihren abermaligen Untergang.

Ein stolzer Ritter, der die Burg bewohnte, hatte eine einzige Tochter. Ljuba bereitete ihren Eltern viel Kummer; denn sie zeigte sich in den meisten Dingen anders, als Mädchen zu sein pflegen. Sie trug einen hochfahrenden Sinn zur Schau und wies alle Bewerber, die sich ihr nahten, mit schnöden Worten ab. Das war den Eltern sehr unlieb; denn sie hätten die eigenwillige Tochter gern in die strenge Hut eines Eheherrn gegeben.

Noch eine Eigentümlichkeit hatte das Mädchen, worüber besonders die Mutter sich grämte. Ljuba wollte niemals mit in die Kirche gehen, sondern wußte stets allerlei Ausreden und Vorwände, um zu Hause zu bleiben. Eines Sonntags, als die Eltern sich zum Kirchgange bereit machten, blieb sie wieder

bei ihrer Stickerei sitzen. Da weder Zureden noch Vorwürfe das Mädchen zum Mitgehen bewegen konnten, geriet die Mutter in heftigen Zorn.

„Du stehst mit dem Teufel im Bunde," schrie sie; „deshalb willst du nicht ins Gotteshaus gehen. Ich fluche dir! Ich will keine so ungeratene Tochter haben. Versinke in die Erde, damit ich dich nicht mehr sehe, wenn ich zurückkomme!"

Ljuba stand wie vom Blitz getroffen. Sie wollte den Eltern nacheilen, die eben den hölzernen Säulengang zur Lubschauer Kirche hinabschritten. Doch ihre Kniee zitterten, und sie vermochte nicht, sich von der Stelle zu rühren. Ach, wahrlich, kein Bündnis mit der Hölle hielt sie vom Gottesdienste fern! Sie hatte ihre heiße Liebe einem armen Edelknappen geschenkt, der auf des Vaters Burg diente, und mit ihm verbrachte sie die Zeit, wenn die Eltern fort waren.

Eben sah sie, wie die Mutter, die ihr geflucht hatte, noch einmal den Kopf zurückwandte und dann im Innern der Kirche verschwand. Da begann im Berge unter ihren Füßen ein Rollen und Tosen, durch die Luft ging ein gewaltiges Brausen, und plötzlich versank die Burg mit allem, was darin lebte, in die Erde. Ljubas lauter Schrei schwebte noch eine Weile über der Stätte; dann war alles still und leer.

Der Geist des unglücklichen Mädchens hat keine Ruhe gefunden. Oft in hellen Mondnächten sieht man das Fräulein im weißen Kleide den Grojetzberg umwandeln.

Die Höhe ist mit dürrem Grase bestanden, und trockenes Gestrüpp wuchert hier und da. Kein saftiges Hälmchen schmückt den Boden, keine Blume lacht zum Himmel auf; denn niemals netzt ein Regentropfen die harte Erde.

Wenn nach langer Trockenheit schwarze Wolken sich auftürmen und den Himmel überziehen, dann erscheint der Geist

des Fräuleins und weht mit einem weißen Tuche die dunklen Wolken hinweg, daß sie sich teilen und am Berge vorübergehen. Kein Tropfen soll die Stätte des harten Fluches erquicken.



32. Das verschwundene Kloster

In der Nähe des Dorfes Ellguth im Kreise Pleß liegt auf einer Anhöhe inmitten der Äcker ein längliches Stück Landes, das noch nie gepflügt worden ist. Jedesmal, wenn die Ochsen mit dem Ackergerät bis hierher gelangt sind, fallen sie auf die Kniee nieder und weigern sich, weiter zu gehen. Dieses Fleckchen ist auch immer mit saftigem Grün bedeckt, selbst wenn die Glut des Sommers alles ringsum verbrannt hat.

Das Volk erzählt, daß hier in alten Zeiten ein reiches Nonnenkloster gestanden hat; das Stückchen Erde, vor dem die Tiere solch ehrfürchtige Scheu zeigen, bezeichnet vielleicht die Stelle, wo sich der Hochaltar der Klosterkirche befand. Warum ist aber das Kloster verschwunden? Wo sind seine frommen Bewohnerinnen geblieben?

Einst stand das Nonnenstift unter der Leitung einer jugend=

lichen Prinzessin. Sie war wegen ihrer großen Schönheit weit und breit berühmt; durch Milde und Wohltätigkeit erwarb sie sich Liebe und Achtung. Da geschah es, daß ein mächtiger Fürst sie erblickte und in Leidenschaft entbrannte. Er begehrte sie zum Weibe; sie aber weigerte sich, ihr Klostergelübde zu brechen. „In meiner stillen Zelle bin ich glücklicher, als ich in deinen Prunkgemächern sein würde," antwortete sie dem stürmischen Bewerber.

Der stolze Fürst war es nicht gewöhnt, daß sein Wille so festem Widerstande begegnete, und die Weigerung steigerte nur sein Begehren. Da er mit ungestümen Bitten nichts erreichen konnte, beschloß er, Gewalt zu brauchen und die Prinzessin zu entführen.

Mit einer großen Reiterschar brach er in der Nacht nach dem Kloster auf. Die Nonnen waren aber vor dem Überfalle gewarnt worden und hatten sich mit ihrer jungen Äbtissin in den nahen Sadock-Wald geflüchtet. Der Fürst und seine Ritter fanden daher nur leere Mauern und ließen an diesen ihren Zorn über die Enttäuschung aus. Erst als das schöne Kloster in einen wüsten Trümmerhaufen verwandelt war, zog die wilde Schar von dannen.

Ängstlich harrten die frommen Frauen in ihren dichten Waldverstecken, bis die Räuber abgezogen waren. Dann wagten sie sich wieder hervor, wanderten im Schutze der Nacht über die Grenze und zerstreuten sich in polnischen Klöstern. Soviel sie von den Schätzen und Kleinodien des Klosters zu tragen vermochten, hatten sie mitgenommen. Das übrige war in einen tiefen Brunnen versteckt worden, wo es heute noch liegt.

Alle Bewohner der Umgegend kennen diesen Brunnen. Er ist von schönen Erlen umstanden; sein Wasser ist stets frisch und wohlschmeckend. Noch niemand hat seine Tiefe ergründen,

niemand die verſenkten Reichtümer auffinden können. Einſt aber wird ein Kind mit grünen Augen geboren werden, und dieſem iſt es beſtimmt, den Schatz zu heben.



33. Die geſtohlene Glocke.



ange Zeit hatte die Kirche zu Lubſchau keinen Turm, wohl aber eine ſchöne, große Glocke, die in einem niedrigen Glockenſtuhle hing. Da kamen Diebe in einer Nacht und ſtahlen die Glocke, legten ſie auf einen Wagen und fuhren davon. Sie wollten das Metall verkaufen.

„Waih, was werden die Bauern jammern, wenn ſie nicht hören ihr ſchönes Geläut übermorgen beim Feſte!“ ſagte der eine Dieb.

„Nu, die Goldſtücke, was wir für die Glocke kriegen, werden ein viel ſchöneres Geläut geben in unſerem Ohr,“ ſagte der andere Dieb; das war der Iſaak Schmulski aus Rszczesnikowo.

Unter ſo angenehmen Geſprächen fuhren ſie weiter. Kaum aber waren ſie tauſend Raddrehungen nordwärts über das

Dorf hinausgekommen, da fing plötzlich die geſtohlene Glocke an ſich zu regen, und „Bum, bum, bum!" dröhnte ihre mächtige Stimme durch die ſtille Nacht. Die Diebe fielen vor Schrecken um und wagten ſich nicht zu rühren. Als ſie aber hörten, daß es im Dorfe laut wurde, ergriffen ſie eilig die Flucht.

Die Bauern waren durch den wohlbekannten Klang aus dem Schlafe geſchreckt worden und hatten bald gemerkt, daß die Glocke nicht an ihrem Platze hing. Mit Dreſchflegeln und Miſtgabeln bewaffnet kamen ſie jetzt über das Feld gelaufen, Weiber und Kinder ſchreiend hinterdrein.

Als die Leute anlangten, fanden ſie den Wagen und darauf ihre Glocke, die noch leiſe brummte; die Diebe waren mit den Pferden verſchwunden. Eine Weile ſtanden alle ſchweigend im Kreiſe herum. Endlich rief einer: „O Wunder!" — und: „O Wunder! o Wunder!" riefen die andern nach, ſchlugen an ihre Bruſt und verbeugten ſich tief. Dann wurde ein frommes Lied angeſtimmt, und man brachte die Glocke im Triumphe in ihr Haus zurück. Mit einer großen Luſtbarkeit in der Schenke wurde die Feier beſchloſſen. Die Lubſchauer Glocke iſt von da an nie mehr geſtohlen worden.



34. Die Spillalutsche.

ie hat es doch die heutige Jugend so gut! Im Sommer tummeln sich Knaben und Mädchen während der schulfreien Zeit auf dem grünen Rasenplatze und an der Landstraße herum, spielen oder treiben allerlei lose Stückel; im Winter — da geht es im Fluge die Eisbahn dahin.

Ehedem aber war es nicht so. Da mußten wir Kinder Winter und Sommer erst tüchtig arbeiten, bevor man uns ein freies Spielstündlein zur Dämmerzeit gönnte. Im Sommer war es Feldarbeit, im Winter Spinnen und Federnschleißen, welches alles jetzt die Maschinen den Kindern zuliebe tun. Jeder Knabe, jedes Mädchen von 8—14 Jahren bekam täglich seine „Zahl" auf. Da mußten sie z. B. einen hohen Federhaufen wegschleißen. Allbekannt ist daher das Bubenstückchen, daß dieser und jener faule „Naatz" die Hälfte der ungeschlissenen Federn heimlich in die Tasche pfropfte, hinausging und dann im Winde einen künstlichen Schneeflockenfall veranstaltete. Das war eine Lust, das war ein Ergötzen! wenn die tausend Federchen nach allen Seiten hin und her trieben . . .

Schlimmer war es mit dem Spinnen. Da konnte man seine „Zahl" nicht kleiner machen. Da mußte jedes Kind ein paar volle Spulen spinnen, ehe der Vater oder die Mutter die zur „Zahl" gestellte Zaspel abweifen konnte. Wie lange dauerte dies, wenn der „Geist", der „Ziegenbock", das ‚Rädel" nicht

in Ordnung gehen wollte; wenn der Faden so oft riß; wenn das Werk voller „Scheeben“ und „Knatschen“ (Knoten) war! Da bluteten wohl mitunter die Finger der linken Hand vom Fadendurchlaufenlassen, es schmerzte die Sohle des rechten Fußes vom vielen Treten; da fielen wohl um acht, neun Uhr des langen Winterabends die Augen zu — — doch, es half nichts: die „Zahl“ mußte voll werden. Schnell fing die Mutter von der „Spillalutsche“ oder „Spillaliese“ an, daß sie gleich zur Türe hereinkommen werde mit der Weife, um zu sehen, wie viel Gebind oder Fäden noch fehlten. Dann würde sie einfach dem Faulenzer die Weifenhörner so oftmals in den Schädel hacken, als Gebind oder Fäden noch zu wenig seien. Wie fing da das müde Rädchen auf einmal so eilig zu schnurren an!

„Spinnt, Kinder, spinnt
De Spillalutsche kimmt.
De guckt zu ollan Lächlan rei,
Ehb's Strahnla werd bal' fertig sein,
Spinnt ock hurtig, spinnt!“

sang die Mutter, während sie ihre Spille lustig tanzen ließ. Die Spillalutsche hat man sich zu denken als alte, vertrocknete Frau mit langen Eberzähnen und entsetzlichen Augen.

Wo mag sie jetzt nur sein? da es doch so viele faule Kinder in Stadt und Land gibt . . .



35. Hatzfeld.

Es hielt vor alten Zeiten einmal ein Kaiser von Deutschland eine große Schlacht. Als aber der Kampf kaum begonnen hatte, da wichen die Krieger des Kaisers, also, daß er die Schlacht schon verloren gab und fliehen wollte. Da kam aber von der Seite her, wo er einen Teil des Heeres einem seiner Hauptleute übergeben hatte, ein Reiter gesprengt, der schwenkte sein Tuch schon von ferne und rief: „Er hat's Feld! er hat's Feld!" Darüber freute sich der Kaiser sehr, griff die Feinde noch einmal an und errang einen großen Sieg. Zu dem Boten aber sagte er: „Du sollst hinfüro Hatsfeld heißen!" und dieser wurde der Stammvater eines edlen Geschlechtes.



36. Die verzauberte Prinzeſſin.



n Frankenſtein iſt einmal ein gottesfürchtiger Webergeſell geweſen, der iſt am grünen Donnerstage mittags zwiſchen elf und zwölf Uhr um den Schloßberg gegangen, wie gerade kein Menſch dort war.

Als er zu den großen Kellern kam, die in das alte Schloß hinunterführen, da iſt eine wunderſchöne Frau mit langen goldenen Haaren herausgekommen und hat geſagt, er ſolle ſie erlöſen; am Oſterſonntag um Schlag elf Uhr vormittags ſolle er wiederkommen und ſich einen guten Stock mitbringen; es werde ihm ſonderbare Dinge fürmachen, aber er ſolle ſich nicht fürchten; er müſſe nur ſehen, daß er den goldenen Schlüſſel bekäme.

Das iſt gut geweſen, und er hat es getan.

Am Oſterſonntage nach dem Gottesdienſte iſt er alſo wieder auf den Schloßberg gegangen, und da iſt ein großer, häßlicher Lindwurm aus dem Schloſſe gekommen, der hat auf dem Kopfe eine goldene Krone und im Rachen einen goldenen Schlüſſel gehabt. Der Geſelle hat ſich ſehr gefürchtet; aber er hat geſagt: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“

und hat angefangen wacker zu kämpfen, um dem Drachen den Schlüssel aus dem Maule zu reißen. Aber es hat ihm häßliche Dinge vorgemacht, und er hat den Schlüssel nicht erwischen können.

Wie's Mittag geschlagen hat, ist der Drache wieder in den Keller hinabgefahren, und man hat im ganzen alten Schlosse ein Klagen gehört, als wenn tausend Frauen zugleich jammerten und weinten. Das ist wohl deshalb geschehen, weil die Prinzessin — denn das ist der Lindwurm gewesen — wieder auf hundert Jahre hat verzaubert sein müssen.



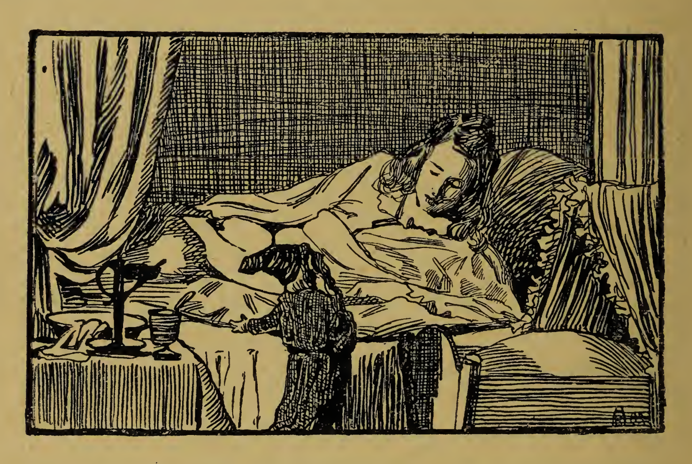
37. Die Perlenschnur.

Die edle Frau von Maltzan hatte in der Nacht nach der Geburt ihres ersten Söhnleins einen seltsamen Traum. Es war ihr nämlich, als ob in einem Winkel des dämmerig beleuchteten Gemaches der Fußboden sich öffne und ein kleines graues Männlein daraus hervorstiege. Es war ein Greis mit langem Silberbarte und gar wehmütigen und demütigen Mienen. Er näherte sich mit bittender Gebärde dem Lager der Freifrau und blieb mit tiefer Verneigung davor stehen. Als die Träumende ihn angeredet und gefragt hatte, wer er sei, und was er wolle, erheiterte sich seine Miene, und er sprach: „Hohe Frau, ich gehöre zu dem Geschlechte der Gnomen, von dem du wohl schon vernommen hast. Seit hundert Jahren ist unser Volk auf dem Auszuge über das Meer begriffen, weil die bösen Menschen uns nicht mehr unter sich dulden wollen. Nun bin ich mit meiner ganzen Familie auch ausgewandert. Wir kommen weit her und haben in diesem Schlosse Rasttag gehalten, weil meine Enkelin einen Sohn geboren hat. Da wollte ich dich, edle Frau, bitten, daß du jene Lampe dort von der Stelle wegnehmen lassest; sie steht gerade über dem Bette, worin meine Enkeltochter mit ihrem kleinen Kinde ruht, und das abtropfende Öl fällt auf die beiden.“ Nachdem der kleine Greis so gesprochen hatte, verneigte er sich nochmals und verschwand auf dieselbe Weise, wie er gekommen war.

Die Freifrau erwachte nach dem seltsamen Traume, blickte besorgt nach ihrem Säugling und schlummerte wieder ein, als

sie sich beruhigt hatte. Am andern Morgen war der Traum vergessen.

In der nächstfolgenden Nacht hatte sie jedoch dasselbe Traumgesicht. Das graue Männlein erschien wiederum und wiederholte noch demütiger als das erstemal seine Bitte, die Lampe von ihrer Stelle fortsetzen zu lassen. Auch diesmal achtete die Freifrau des Traumes weiter nicht.



In der dritten Nacht erschien der Gnom zum dritten Male, und seine Züge zeigten Schmerz und Trauer. Er sprach: „Hohe Frau, schon zweimal habe ich dich gebeten, die Lampe an eine andre Stelle setzen zu lassen. Meine Enkeltochter und ihr Kindchen sind durch das herabtropfende Öl ernstlich krank geworden. Zum dritten Male bitte ich dich flehentlich: Laß die Lampe von ihrer Stelle fortsetzen!"

Die Freifrau erwachte und war sehr beunruhigt durch die hartnäckige Wiederkehr des seltsamen Traumes. Sie fürchtete, es könnte ihrem Söhnlein Schaden bringen, wenn sie

die Bitte des Gnomen nicht erfüllte. Deshalb weckte sie die Wärterin und gebot ihr, die Lampe sofort wegzusetzen. Als sie am Morgen ihrem Gemahl den Traum erzählte, fand er jedoch nichts Besonderes darin als die dreimalige Wiederholung. Das Traumgesicht kehrte von jetzt an nicht wieder.

In der neunten Nacht darauf aber erschien der Gnom abermals vor dem Bette der Schloßherrin. Sein Gesicht zeigte Freude und Heiterkeit; in der Hand trug er eine Perlenschnur. Er verneigte sich tief und sprach: „Edle Frau, ich komme, um dir zu danken, daß du meine Bitte erfüllt hast. Seit dem Tage, wo du die Lampe wegnehmen ließest, hat sich die Krankheit meiner Enkelin gebessert. Sie und ihr Söhnlein sind jetzt soweit genesen, daß wir weiter ziehen können. Zum Danke sendet sie dir diese Perlenschnur. Bewahre sie wohl als ein Andenken an uns und als ein Heiligtum deiner Familie. Solange sie im Besitze der Maltzans ist, wird sie ihnen Glück und Ehre bringen. Auch wird jedesmal die Farbe einer der Perlen schwinden, wenn das Oberhaupt der Familie sterben soll. Hütet Euch aber, eine der Perlen zu verletzen! Das würde stets ein Unglück für deine Familie nach sich ziehen." Darauf legte der Greis die Perlenschnur in die Hände der Freifrau und verschwand.

Als die Frau von Maltzan erwachte, erblickte sie wirklich das wunderbare Geschenk in ihrer Hand. Sie vermochte nicht zu enträtseln, wie die Perlenschnur auf natürliche Weise dahin gekommen wäre; denn niemand konnte während der Nacht ihr Schlafzimmer betreten haben. Sie zeigte die Gabe des Gnomen ihrem Gemahl und bewahrte sie dann sorgfältig im Schmuckkästchen auf.

Schon nach zwei Jahren konnte sie die Wunderkraft der Perlen erproben. Denn eine derselben, die von milchartiger und glänzender Farbe waren, begann abzusterben und Farbe und

Glanz zu verlieren. Als die Perle ganz grau geworden war, starb plötzlich der Vater der Freifrau.

Später geschah es, daß der Herr von Maltzan zur Feier des Geburtstages seiner Gemahlin ein großes Gastmahl gab. Dabei kam die Rede auch auf die Perlenschnur, und die Freifrau ließ sie holen. Es entspann sich ein Streit, aus welcher Masse die Perlen wohl wären. Da nahm der Freiherr sein Messer und schlug, ungeachtet der bittenden Warnung seiner Gemahlin, ein Stück von einer der Perlen los. Noch saßen aber die Gäste bei der Tafel, als plötzlich am heitern Himmel sich Wolken zusammenzogen. Bald fuhr mit heftigem Donnerschlage der Blitz an der Außenseite des Schlosses nieder und beschädigte die Mauer. Noch ein zweiter Schlag erfolgte, und dann verzogen sich die Wolken wieder.

Kaum aber war eine Viertelstunde verflossen, da meldete ein Bote dem Freiherrn, daß dieser zweite Schlag sein bestes Vorwerk angezündet habe, und daß es in vollen Flammen stehe. Die bestürzten Gäste brachen schnell auf, und der Freiherr eilte mit seinen Leuten, um das Gut zu retten. Er gelobte aber seiner Gemahlin, nimmer wieder solchen Mutwillen an dem Geschenke des Gnomen zu üben.

Auch sein Tod wurde durch das Absterben einer Perle vorher verkündet. Auf dem Sterbebette nahm er seinem ältesten Sohne das Versprechen ab, die Perlenschnur als das kostbarste Kleinod der Familie zu bewahren.

Das Geschenk des Gnomen ist jetzt im Besitze einer Nebenlinie der Maltzans, und noch immer soll das Absterben des Ältesten der Familie durch das Erlöschen einer Perle angezeigt werden. Bis heute haben selbst Juweliere vergeblich versucht, die Masse, woraus die Perlen bestehen, zu erkennen.

38. Rechenbergs Knecht.

Hans von Rechenberg von Windisch-Bohra, Freiherr zu Schlana und Wartenberg, und Herr zu Freistadt, wo er auch begraben liegt, war ein großer Kriegsheld und dabei ein ebenso gelehrter als echt frommer Mann, was auch sein Briefwechsel mit Doktor Luther beweist.

Um die Zeit, als Matthias in Ungarn wider die Türken stritt, fand sich bei ihm ein schlicht gekleideter Mensch ein, der sich erbot, ihm als Knecht zu dienen. Rechenberg nahm ihn an und behandelte ihn milde und freundlich; dagegen denn auch der Knecht seine Schuldigkeit gern und willig tat.

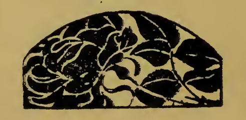
Eines Tages gab ihm Rechenberg ein wichtiges Schreiben an einen Fürsten, etliche Meilen weit zu bestellen. Der Knecht machte Anstalten abzureiten; aber als Rechenberg nach Verlauf einer kleinen Stunde in den Stall kam, fand er ihn unter den Pferden auf dem Stroh schlafend. Erschrocken und unwillig weckte er ihn auf und fragte nach der Bestellung. Der Knecht griff bestürzt in den Busen und brachte einen Brief heraus, mit den Worten: „Hier ist die Antwort." Rechenberg erbrach ihn und fand, was er wünschte; aber es war ihm unerklärlich, wie der Knecht in so kurzer Zeit das Geschäft ausgerichtet haben könnte.

Nicht lange darauf rückten Feinde in die Nachbarschaft. Rechenberg war alles daran gelegen, ihre Zahl und Stellung

zu erkunden; aber es fand sich niemand, der es wagen wollte, sie zu besichtigen, als sein treuer Knecht. Dieser ritt getrost fort und kam in kurzem mit guter Nachricht wieder. Da seine Taschen so vollgestopft aussahen und klirrten, fragte der Herr, was er darin habe. Und siehe da! der schlaue Knecht hatte allen Pferden der Feinde die halben Hufeisen abgelöst und die Feinde dadurch gehindert, ihm nachzukommen.

Diese und ähnliche Streiche machten, daß Rechenberg immer aufmerksamer auf diesen Knecht ward, und als er ihn eines Tages vornahm und nach seiner Herkunft und Absicht fragte, erhob sich dieser sonst gemeine Mensch mit einer überraschenden Größe und Feierlichkeit und sprach: „Herr, der Herr aller Herren hat Euch zeigen wollen, wie sehr es ihm wohlgefällt, wenn die Herren auf Erden ihre Diener und Knechte so gütig und recht behandeln, wie Ihr an mir und andern getan habt.“ Und mit diesen Worten verschwand er.

Seitdem sagte man, wenn jemandem etwas Liebes und Gutes von unbekannter Hand geschehen war: „Das hat Rechenbergs Knecht getan.“



39. Das Bügeleisen zu Glogau.

In Glogau lebte ein Schneider, den man wegen seiner gotteslästerlichen Reden den Fluchgottfried nannte. Eines Tages stand sein frommes Weib am Küchenherde, um ein Bügeleisen zurecht zu machen. Da hörte sie ihn nebenan in der Werkstatt wüste Reden ausstoßen. Die Frau kniete weinend nieder, bat Gott um Verzeihung für ihres Mannes Sünde und flehte ihn an, daß er Gottfrieds Herz bessern möge.

Inzwischen war der gottlose Mann leise an die offene Küchentür gekommen und hörte seine Frau beten. „Wart'!" schrie er voll Wut, „ich will dir das Geplärre anstreichen!" und eilte zurück, um einen Maßstock zu holen, womit er sie prügeln wollte.

Aber als er wieder in die Küche kam, war die Frau schon die Treppe hinunter und mit ängstlichem Hilfegeschrei auf die Straße gerannt. Schäumend vor Wut riß er das Bügeleisen aus den Kohlen und lief damit hinter der Frau her, um es ihr an den Kopf zu werfen.

Die Leute auf der Gasse sahen wohl die wilde Jagd; aber niemand wagte es, den Rasenden mit dem glühenden Eisen aufzuhalten. Die Frau war in ihrer Herzensangst auf die offene Kirchentür zugeeilt und sank vor Erschöpfung auf der Schwelle nieder. Im nächsten Augenblicke schleuderte auch schon

der sinnlose Mann das Bügeleisen nach ihr und hätte ihr sicher den Kopf zerschmettert — allein da begab sich ein großes Wunder. Das glühende Eisen blieb über dem Haupte des knieenden Weibes in der Luft hängen und schwebte dann langsam in die Höhe, bis es oberhalb der Kirchentür in der Wand stecken blieb.

Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts war es dort zu sehen.



40. Die Stiftung des Klosters Trebnitz.

Herzog Heinrich I., der Bärtige genannt, jagte einmal in dem rauhen Walde, wo jetzt das Kloster Trebnitz liegt. Bei der eifrigen Verfolgung eines Hirsches kam er von seinem Gefolge ab und sah, als er mit dem Pferde in einen Sumpf geriet, niemanden zu seiner Hilfe in der Nähe. Er konnte nicht vor- und nicht rückwärts, sank immer tiefer und sah den Tod vor Augen. Da flehte der Herzog in inbrünstigem Gebete zu Gott um Rettung und gelobte, wenn er dem drohenden Tode hier entränne, so wolle er eine Kirche und ein Kloster an der Stätte erbauen. Und siehe, Gott erhörte sein Gebet! Denn alsbad trat aus dem Dickicht ein Köhler, der

reichte dem Herzog seinen Schürbaum und zog ihn aus dem Sumpfe. Als Heinrich sich gerettet sah, fiel er auf die Kniee nieder und dankte Gott, dankte auch dem wackern Köhler und wollte ihm reichen Lohn zusichern. Der Mann war aber plötzlich aus seinen Augen verschwunden.

Der Herzog kehrte heim und beriet sich mit seiner Gemahlin, der hl. Hedwig. Diese drängte ihn, sein Gelübde zu erfüllen, und so ließ Heinrich den Wald um den Sumpf lichten und fing an, das Kloster zu bauen. Obgleich er aber Arbeitsleute von fern und nah kommen ließ und sogar alle zum Tode verurteilten Verbrecher in Schlesien begnadigte, damit sie bauen halfen, so währte der Bau doch sechzehn Jahre. Er kostete 40 000 Silbertaler, eine für die damalige Zeit sehr große Summe.

Als nun aber der Bau beendet war und Kloster und Kirche prächtig geschmückt waren, weihte es Cyprian, der fromme Bischof von Breslau, zu einem adligen Jungfrauenstift. Der Herzog begabte das Kloster mit reichlichen Schenkungen, und man war nur noch um einen Namen verlegen. Als er die Nonnen fragte, ob sie noch etwas bedürften, antwortete eine in polnischer Sprache: „Trzeba nic“, das heißt: „Es fehlt nichts“. Darauf versetzte der Herzog: „So soll das Kloster Trzebanic heißen!“ Aus diesem Worte ist später der Name Trebnitz entstanden.

Im Buchenwalde bei Trebnitz liegt ein Brunnen, der Hedwigsbrunnen genannt. Auf seinem Grunde sieht man bei hellem Sonnenschein einen goldenen Ring blinken; aber niemand kann ihn heraufholen. Damit hat es folgende Bewandtnis. Als die hl. Hedwig einmal in den Wald gegangen war, um Kräuter für Kranke zu suchen, begann sie sehr zu dürsten. Es war aber kein Wasser im weiten Umkreise zu finden. Da warf sie

ihren goldenen Fingerring hinter sich, und wo er zur Erde fiel, sprudelte auf der Stelle eine schöne, klare Quelle hervor, an der sich die Heilige stärkte. Später hat sie dabei eine Klause und ein Kirchlein erbauen lassen.



Anmerkungen.

Zu Nr. 1: nach Selt, Sagen aus Breslaus Vorzeit. Breslau. — Goedsche, Schlesischer Sagen-, Märchen- und Legendenschatz. Meißen 1839. — Grässe, Sagenbuch des preußischen Staats. Glogau 1871.

Zu Nr. 2: bei Selt; bei Grässe als „Die schreckliche Nacht zu Breslau.“ — Urban Kern in seiner Sammlung schlesischer Sagen in metrischer Form hat den „Totentanz“ unter die auf Breslau bezüglichen Sagen aufgenommen; auch die „Schles. Provinzialblätter“ nehmen an, daß Goethe unsere Sage benützt hat.

Zu Nr. 3: nach Goedsche und Grässe.

„ „ 4: nach den „Schles. Provinzialblättern“ Jhrg. 1862.

„ „ 5: aus Grimm, deutsche Sagen. — Der Stoff ist von Chamisso poetisch behandelt worden.

Zu Nr. 6: Goedsche.

„ „ 7: nach Bechstein, Deutsches Sagenbuch. Leipzig 1853.

„ „ 8: Volkslied aus „Des Knaben Wunderhorn.“

„ „ 9: nach Büsching, Sagen und Geschichten aus dem Schlesiertale und von der Burg Kinsberg. Breslau 1824. — Die Zeichnung ist eine Wiedergabe des erwähnten Bildes.

Zu Nr. 10: nach Goedsche.

„ „ 11: nach Goedsche. F. de la Motte-Fouqué hat die Sage poetisch bearbeitet.

Zu Nr. 12: nach Goedsche.

„ „ 13: Joh. Kern.

„ „ 14: nach Haupt, Sagenbuch der Lausitz. Leipzig 1862.

„ „ 15: ebenda.

„ „ 16: Rob. Sabel in „Der junge Oberschlesier“. 10. Jhrg. Chorzow-Königshütte. — Auch bei Grässe.

Zu Nr. 18: nach Büsching.

„ „ 19: nach Bechstein.

„ „ 20: Bechstein.

„ „ 21: nach Bechstein.

„ „ 22: bei Grässe, aus Satyrus etymologicus oder der reformierende u. informierende Rüben-Zahl in hundert Namens-derivationibus. 1672.

Zu Nr. 23: von verschiedenen mit vielen Abweichungen erzählt.
„ „ 24: nach Schroller, Schlesien. Glogau.
„ „ 25: nach demselben.
„ „ 26: nach demselben.
„ „ 27: der erste Teil nach Aelurius, Glätzische Chronica. Leipzig 1625. — Die komische Sage findet sich in anderer Fassung bei Fischer, Geschichte u. Beschreibung der ehemaligen Burgvesten u. Ritterschlösser der preußischen Monarchie. Schweidnitz.

Zu Nr. 28: nach Kypselos (Kastner), Glätzische Sagen. Breslau 1838.

Zu Nr. 29: aus Kastner, Einiges über Sagen. Neiße 1845.
„ „ 30: nach demselben.

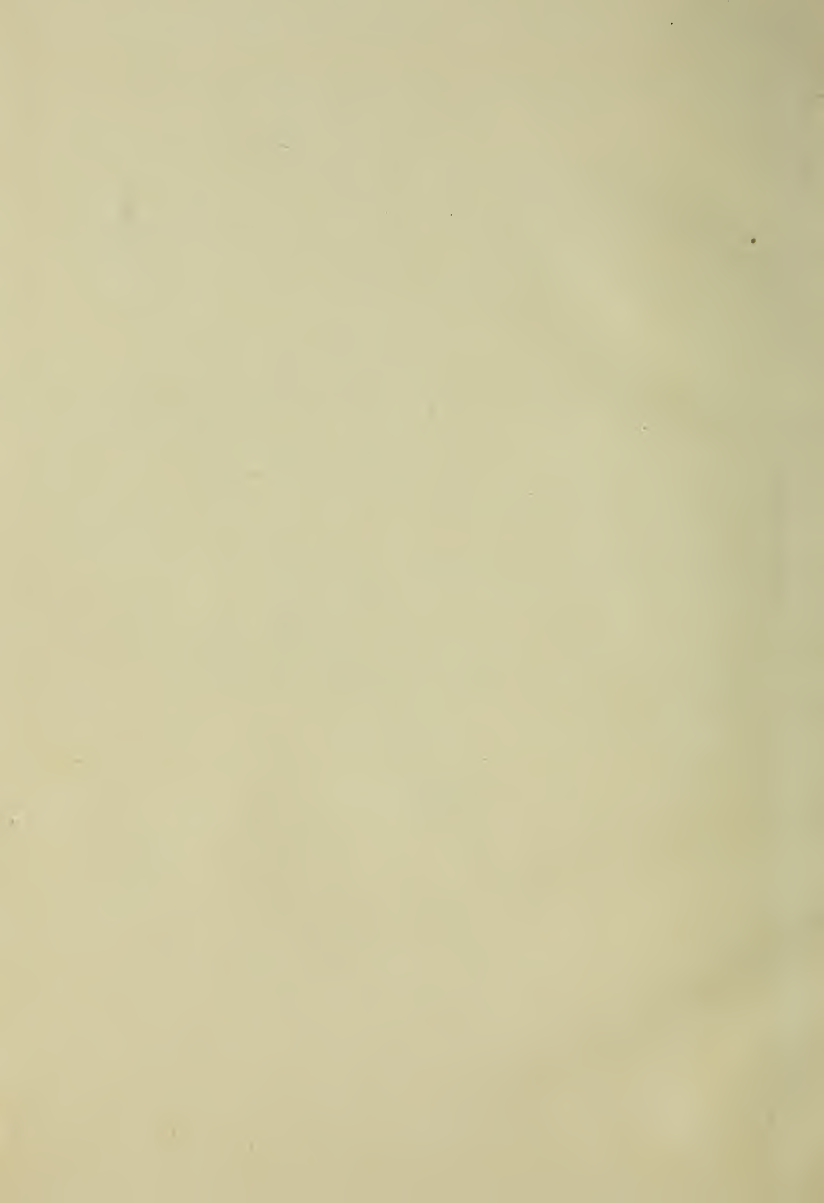
Zu Nr. 31. nach Lompa, Märchen, Sagen, Sitten, Gebräuche usw. des schlesisch-slavischen Volkes. 1846. — Handschrift in der Breslauer Stadtbibliothek.

Zu Nr. 32: nach Lompa.
„ „ 33: nach demselben.
„ „ 34: aus Philo vom Walde, Schlesien in Sage u. Brauch. Berlin.

Zu Nr. 35: Goedsche.
„ „ 36: Knötel in den „Schles. Provinzialblättern". Jhrg. 1873.
„ „ 37: nach Goedsche.
„ „ 38: Büsching.
„ „ 39: nach Grässe.
„ „ 40: nach Goedsche u. Grässe.









Gedruckt bei
Oscar Brandstetter
in Leipzig